

Seite 6  
zärtliche Gattin

Seite 13  
gesuchter Pascha

Seite 16  
konkurrierende Eliten

Seite 21  
verkleideter „Faust“

Beiträge zur  
deutsch-jüdischen  
Geschichte aus dem  
Salomon Ludwig  
Steinheim-Institut

10. Jahrgang 2007  
Heft 4

# KALONYMOS

## Ort der Stille und des Lebens – Online

Zum Abschluss der Dokumentation  
des ältesten aschkenasischen Friedhofs in Hamburg

Auf dem Friedhof an der Königstraße in Altona, der den Juden der Elbstädte zwischen 1611 bis 1878 als Begräbnisstätte diente, befindet sich die wohl größte Versammlung frühneuzeitlicher jüdischer Grabmale in Deutschland. Dieses ehrwürdige Kulturerbe Hamburgs, lange Zeit Verwüstungen, Vandalismus, Vernachlässigung und Umweltschäden anheim gegeben, wurde mit der Einweihung eines Besucherzentrums, dem „Eduard Duckesz-Haus“, am 29. November 2007 zu einer regional wahrgenommenen, anerkannten und touristisch erschlossenen Sehenswürdigkeit. Gleichzeitig hat die Internet-Seite des Salomon Ludwig Steinheim-Instituts einen komplementären Zugang zu diesem „Haus des Lebens“ eröffnet. Ohne sich dem wechselhaften Hamburger Wetter aussetzen zu müssen, können Internet-Teilnehmer/innen fortan vom eigenen Schreibtisch aus die 5.917 Grabsteine und Steinbruchstücke des aschkenasischen Teils im Bild, im hebräischen Text und in kommentierter deutscher Übersetzung studieren und durchforschen.

Selten hat die deutsch-jüdische Epigraphik eine derart umfangreiche Dokumentation aus einem einzigen Friedhof zusammengefügt. An Umfang vergleichbar sind nur die im späten 19. Jahrhundert vorgenommenen, jedoch unveröffentlicht und unübersetzt gebliebenen Erhebungen der hebräischen Inschriften auf den alten Friedhöfen von Prag (11.633 Texte) oder

Berlin (2.799), letzterer wurde unter der Hitlerdiktatur völlig zerstört.

In der weiträumigen Zusammenschau von Grabkunst und Inschriften jüdischer Friedhöfe dieser Größenordnung ist zu entdecken, wie sehr jeder von ihnen sein eigenes Profil zeigt, drückt er doch die geographische, soziale und kulturelle Besonderheit der um ihn lebenden Gemeinde aus, nimmt deren vergangenes Leben auf und empfiehlt es nach wechselnden kulturellen Formen dem ehrenden Gedenken an. Unverwechselbar hat auch das Selbstbewusstsein der jüdischen Gemeinde der Elbstädte, die um die Wende zur Moderne die größte Deutschlands war, seinen Niederschlag auf ihrem Friedhof gefunden. Der Friedhof – vor den Toren der Freien und Hansestadt auf ehemals dänischem Territorium gelegen – spiegelt auch die Beschränkungen wieder, die der Senat den Hamburger Juden während der Frühneuzeit auferlegte. Im toleranten dänischen Altona lagen die

Hauptsynagoge, das Oberrabbinat und der Friedhof der bis 1812 bestehenden aschkenasischen „Dreigemeinde Altona-Hamburg-Wandsbek“.

Die Unterschiede der beiden Hauptkulturen des frühneuzeitlichen Judentums, der aschkenasischen und der sefardischen, werden auf den 1,9 ha Friedhofsfläche optisch-visuell erfahrbar wie wohl nirgends sonst. Denn kaum hatten 1611 die Hamburger portugiesischen Juden das Grundstück erworben, begannen auf dem angrenzenden Gelände einige



Foto: Bert Sommer

Jahre später die nach Altona zugewanderten Aschkenasim ihre Toten zu bestatten. Bis zur Schließung des Friedhofs im Jahr 1869 dauerte die ungewöhnliche Nachbarschaft. Das Areal der Sefarden mit seinen liegenden Marmorplatten, seinen mehrsprachigen Inschriften und seinem oft figürlichen Reliefschmuck ist heute auf zwei Seiten umgeben von dem größeren aschkenasischen Gräberfeld: Hier stehen Reihen aufrechter monumentaler Stelen mit gediegener hebräischer Schriftkunst und aufwendiger Ornamentik, ihre barock geschwungenen Umrisse manchmal mit kunstvoll gemeißelten Umhängen umkleidet. Erlesen gereimte Grabpoesie ergeht sich in gelehrten Anspielungen auf biblisch-talmudische Texte. Im Zusammenklang zeigt sich eine komplexe Sprache von Formen und Inhalten, die die Kontraste der jüdischen Hafengesellschaft differenziert abbildet, über eine Zeitspanne von 250 Jahren immer neu variiert, und die durch die lange Kontinuität mancher Familiendynastien und Geschmacksphänomene uns beeindruckt.

Der Friedhof an der Königstraße hat die Jahre der Verfolgung und Vernichtung besser überstanden als andere alte jüdische Großfriedhöfe, ja sogar besser als viele der Bauwerke Hamburgs aus dem 17. und 18. Jahrhundert. Nach dem Stadtbrand, den Hafenerweiterungen und den Luftangriffen gibt es nur noch wenige Originalbauten, an denen der besondere regionale Barockstil der Elbstädte heute noch so variationsreich und prachtvoll zu entdecken wäre wie auf ihrem Altonaer jüdischen Friedhof.

Die Erforschung und Dokumentation des Friedhofs an der Königstraße kann nun durch eine reiche archivalische Parallelüberlieferung vertieft werden. Die älteste Quelle ist das von 1715–1855 geführte hebräische Begräbnisregister oder „Sefer ha-Sichronot“; 1874 wurde außerdem ein topographisches Gräberverzeichnis oder „Grabbuch“ angelegt. Beide Inventare sind verloren, und müssen indirekt durch Anschriften erschlossen werden. Vom Grabbuch ist ein alphabetischer Namensindex erhalten, den der Rabbiner und Volkskundler Max Grunwald 1904 in Auszügen veröffentlichte.<sup>1</sup> Zahlreiche Abschriften von Epitaphien veröffentlichte Eduard Duckesz.<sup>2</sup> Eine außergewöhnliche Quelle ist die ab 1942 vorgenommene vollständige fotografische Erfassung des Friedhofs.

Der Erhaltungs- und Dokumentationszustand ist sehr unterschiedlich für die drei Teile, in die der

Friedhof administrativ zerfällt. Auf dem sefardischen Teil sind von ehemals 1.806 Steinen heute noch etwa 1.600 in situ zu finden. Entsetzlich zuge richtet ist indes der benachbarte Hamburger Teil, wo über eine kurze Zeit nach der Trennung der Dreigemeinde (von 1812 bis 1835) die nun eigenständig gewordene aschkenasische Gemeinde Hamburgs ihre Toten beisetzte. Dieser Teil, der einst 668 Steine umfasste, wurde Ziel der frühesten Zerstörungsmaßnahmen der Nationalsozialisten; man ließ Jugendliche dort einen Fußballplatz anlegen. Als 1942 die Fotoaufnahmen begannen, war die Fläche längst verwüstet. Allenfalls Reste von Grabmalen und Grabumgrenzungen finden sich heute unter der Grasnarbe oder auf angrenzenden Flächen.

Der (übrige) aschkenasische Teil ist mit nahezu 6.000 Grabbuchnummern der weitaus größte der



Foto: Bert Sommer

drei, denn er war zwei Jahrhunderte lang der zentrale Friedhof der Dreigemeinde und wurde 1812–1871 von der Altonaer Gemeinde weiter genutzt. Kriegs- und Witterungsschäden haben auch hier viele Grabmale zerstört oder unlesbar gemacht. Auf den jüngsten Teil des Friedhofs fiel eine Fliegerbombe, riss einen tiefen Trichter in den Boden und zerstörte viele Grabsteine. Das Ausmaß der Verluste musste nicht zuletzt wegen des dichten Bewuchses lange Zeit unklar bleiben.

Am Anfang des Duisburger Dokumentationsprojekts stand eine Schätzung von 1999, die von fünftausend vollständigen Steinen und tausend Bruchstücken ausging. Dies erwies sich als zu optimistisch: es ließen sich nur etwa viertausend Einträge des Grabbuchs mit heute noch lesbaren Steinmalen identifizieren. Und auch diese viertausend Steine sind zum Teil in einem desolaten Erhaltungszustand; 447 von ihnen mussten aus je zwei bis sieben Bruchstücken virtuell am Computer zusam-

mengesetzt werden. Aberhunderte Schriftfragmente konnten wegen Abbruch der Namen nicht zugeordnet werden, fast tausend sind vollends schriftlos. Mehr als 1.500 Grabmale sind nur noch dank der historischen Fotos bekannt.

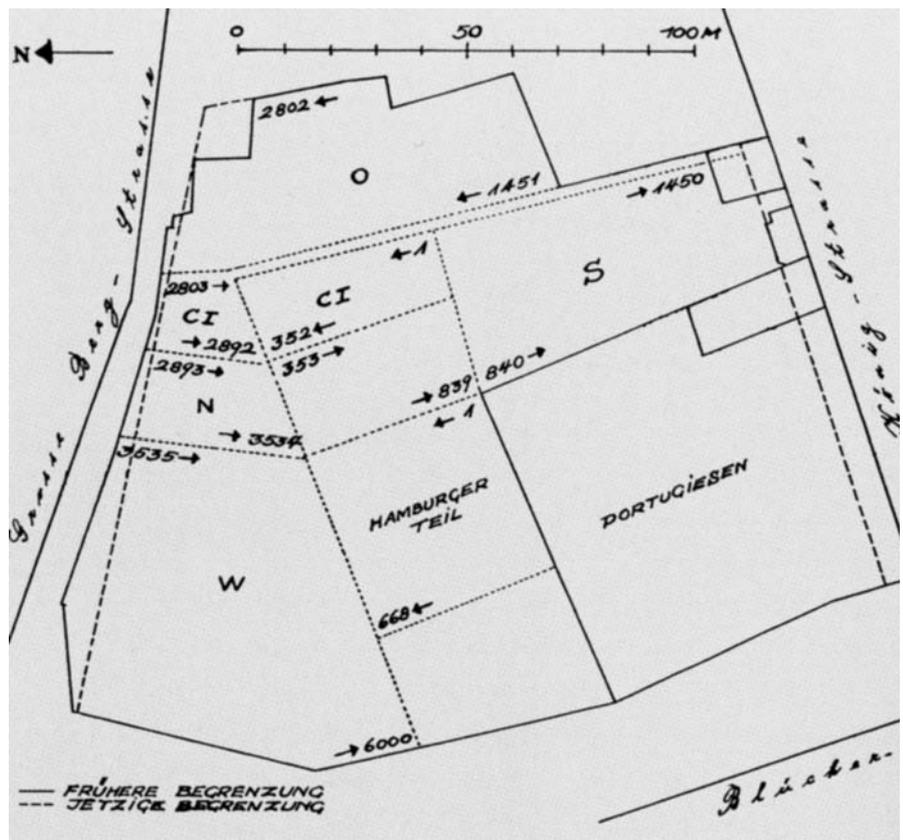
Der Anteil der verlorenen oder anonymisierten Grabmale ist starken topographischen Schwankungen ausgesetzt. Er beträgt nur etwa 13 Prozent an der Nordmauer, aber fast 40 Prozent auf der großen Fläche an der Westseite, wo auch die Bombe traf, und 53 Prozent auf dem zentralen Teil, wo die NS-Behörden zeitweise den Bau einer Baracke für Zwangsarbeiterinnen vorbereiteten. Was die Hamburger Grabmale vor der auch hier bereits vorgesehenen Zerstörung durch die Gewaltherrschaft rettete, war neben ihrer schieren Menge vielleicht nur ihr Alter und ihre eindrucksvolle Gestaltung. Wie es heißt, erreichte ein Hamburger Notar den Aufschub des Vernichtungswerks, indem er die Grabmale als erhaltenswerte „Zeugen deutscher Bildhauerkunst“ darstellte. Die im Oktober 1942 begonnene „Sicherung“ per Fotodokumentation, angeordnet durch Senator Hans W. Hertz, folgte anscheinend weniger kunstgeschichtlichen als vielmehr genealogisch-rassistischen Beweggründen im Sinne des „Reichssippenamts“. Nach dem Krieg ließ Hertz sie durch dieselben beiden Fotografinnen, diesmal unter konservatorischen Gesichtspunkten, bis 1954 zu Ende führen. Die Filme wurden im Staatsarchiv eingelagert, der Friedhof 1960 unter Denkmalschutz gestellt.

Die erste Anregung zu einer Dokumentation des Friedhofs ging 1972 von Peter Freimark aus, dem damaligen Leiter des Instituts für die Geschichte der deutschen Juden. 1975 wurden zwei israelische Mitarbeiter des Instituts damit beauftragt, hebräische Grabinschriften von den historischen Fotos auf Karteikarten abzuschreiben. Die Bemühungen waren angesichts des enormen Umfangs des Materials und seines Anspruchs zum Scheitern verurteilt. Selbst der Lageplan des Geländes und aller seiner Monumente, den E. Buchholz 1986–1990 im Auftrag des Denkmalschutzamts der Kulturbehörde erarbeitete, führte die Autorin an die Grenzen des Machbaren. Auf seiner Basis versuchte Gaby Zürn sodann eine Rekonstruktion der historischen Friedhofsbelegung; ihr Werk blieb aber ebenfalls unvollendet.

Im Bewusstsein, dass eine systematische Planung und solide Finanzierung für ein Dokumentati-

onsprojekt unerlässlich sein würden, wandten sich die Verantwortlichen des Hamburger Instituts 1997 an das epigraphische Team des Salomon Ludwig Steinheim-Instituts. Gemeinsam wurden Mittel der Hermann Reemtsma-Stiftung, der ZEIT-Stiftung, der Springer-Stiftung und der „Bundesstiftung Umwelt“ eingeworben. Die „Stiftung Denkmalpflege“, die diese Förderungsgelder koordinierte und verwaltete, sowie die beiden beteiligten Institute stellten das Projekt am 27. September 2000 in einer Hamburger Pressekonferenz der Öffentlichkeit vor. Zur Jahreswende wurde der Finanzierungsvertrag zwischen der Stiftung Denkmalpflege und dem Steinheim-Institut unterzeichnet. Etwa gleichzeitig schloss Michael Studemund-Halévy eine Dokumentation der sefardischen Inschriften ab, wobei ihm Dan Bondy, Mitarbeiter des Steinheim-Instituts, hebraistische Hilfe leistete. Eine Dissertation von G. Zürn erschloss lebensweltliche Aspekte des aschkenasischen Teils. Studemund-Halévy und Zürn verfassten überdies einen illustrierten Wegweiser für den Friedhof.<sup>4</sup> Die Dokumentation des aschkenasischen Teils begann im April 2001. Bereits während der notwendigen Aufräumarbeiten

Ältere Skizze der Belegung des Friedhofs: Am rechten Rand verläuft die Königsstraße, von ihr aus betritt man den Friedhof durch den neuen Eingang am „Eduard Duckesz-Haus“ (das größere Rechteck in der Mitte zwischen Aschkenasen und „Portugiesen“).



Datenbank: Jüdische GrabsteinepiGRAPHIK - Mozilla Firefox

http://steinheim-institut.de/50580/cgi-bin/epidat?function=ins&sel=hha&numb

Startmenu | EDV & Epigraphik | Steinheim-Institut  
Information | Volltextrecherche | Inschriften

Hamburg-Altona, Königstraße - 5917 Inschriften  
(1621-1871)

Inscription 343 | Inv.-Nr.: 1363 | 1708 | Jahr

Blättern: << < > >> EXTRAS

Name(n)

Bella bat Meir Hekscher ∞ Wolf Hildesheim

**Edition und Übersetzung**

פ"י	Hier ist begraben
אשה אשר	die Frau, welche
בידה כל כלי ויניא	in ihrer Hand alle (ihre) Waffen trug,
יד כותבת כל השבועה	eine schreibende Hand aller Kalkulationen war,
לה יקרא אשה מעולה	genannt ist eine hervorragende Frau,
החכמה כספי אתונה	die Weisheit wie die Gelehrten Athens (hatte),
שנפטרה בהאי זמנא	die gestorben ist zu dieser Zeit,
היא הצנונית מ' בילה	es ist die Züchtige, Frau Bella,
בת האלף פ"ו מיהר"ה מאיר	Tochter des Vornehmen, des Vorstehers und Leiters, unseres Lehrers, des Meisters, Herrn Meir
הקשר זל אשת חב' וואלף	Hekscher, sein Andenken zum Segen, Gattin des geehrten Wolf
הילדסום זל נפ"ו ונקברה	Hildesheim, sein Andenken zum Segen, verschieden und begraben
יום ג' ט' סיון תש"ח לפ"ק	Tag 3, 3. Sivan 468 der kleinen Zählung.
הנצב"ה	Ihre Seele sei eingebunden in das Bündel des Lebens

**Kommentar**

**Datierung** Gestorben und begraben Dienstag, 22.05.1708;  
Zl 3: Nach bAZ 25 b (vgl. auch bJeb 114 a) trägt eine Frau ihre Waffen bei sich, d.h. daß sie mit ihrer Weiblichkeit bewehrt ist. Das Wort ויניא ist wahrscheinlich wegen des Homoioteleutons mit der aramäischen Endung versehen.  
Zl 4: Vgl. Koh 9,10. חכמה trägt aramäische Endung. Die kaufmännische und haushalterische Tüchtigkeit der treusorgenden Gattin wird in Spr 31,16.24 deutlich zum Ausdruck gebracht.  
Zl 6: Vgl. bBek 8b: Nur Rabbi Jehoschua ben Chananya vermochte in einem Streitgespräch "die Weisen der athenischen Schule" zu übertreffen ; איתנה als Schreibweise für .atins  
Zl 7: בהאי זמנא ist eine aramäische Wendung, vgl. בהאי שעתא "in dieser Stunde" in bEruv 10a.

**Akrostichon** Akrostichon BELA in Zln 3-6  
**Reim** Endreim auf -nah in Zln 3, 4, 6, 7; Endreim auf -lah in Zln 5 und 8

**Beschreibung**

**Zustand** Hochrechteckige Stele mit geschweiftem Rundbogen als Abschluß. Schriftfeld ist vertieft, von einer schmalen Leiste umsäumt, welche von einem schmalen, scharrierten Rand umfaßt ist. Die Abkürzung für "Hier ist begraben" und die ersten beiden Worte des Textes sind im Rundbogenfeld untergebracht.

**Ornament** florale Verzierung

**Quellen / Sekundärliteratur**

Grabbuch 2622, S 1343; Shha (JG 73): -  
Grunwald: -

**Photographien**

historische Aufnahme(n): 

bezog im Frühjahr 2001 Bert Sommer für vier Jahre den eigens auf dem Friedhof aufgestellten Container, um den nun schon bis zu 15 Jahre alten Friedhofsplan zu aktualisieren und dann zu digitalisieren. Parallel dazu waren ihm die Betreuung der Steinreinigung, der notwendigen Hebe- und Bergungsarbeiten und abschließend die Fotografie der Grabdenkmäler Stein um Stein anvertraut. Als aufwändig erwiesen sich die Ausleuchtung und objektparallele Ablichtung schwer lesbarer und insbesondere der zahlreichen liegenden und dabei bisweilen ungewöhnlich grossen Steine; Rückseitenbeschriftungen und verwiterte Bereiche erforderten zahlreiche Detailaufnahmen. Es zeigte sich, dass sich die Lage der Steine selbst im Vergleich zum Buch-

holz-Plan dermaßen geändert hatte, dass sie nach 1874 und 1986 nun zum dritten Mal neu nummeriert werden mussten. Ursache ist vor allem der Charakter der Friedhofsumgebung als sozialer Brennpunkt – eingedrungene Gruppen Jugendlicher haben immer wieder Grabsteine umhergeschleppt, um sie als Treppen oder als Begrenzungen ihrer Lagerfeuer zu benutzen.<sup>5</sup>

Zwölftausend Fotografien aus sechzig Jahren dienten als Grundlage für Transkriptionen und Übersetzungen der Inschriften. Unter Projektleiter Prof. Michael Brocke war Dan Bondy verantwortlich für diese Arbeitsschritte; auch mehrere freie Mitarbeiter wurden im Turnus mit Transkriptionsarbeiten betraut (Birgitta Bohn-Strauss, Ulrike Eichweber, Nathanja Hüttenmeister, Katrin N. Jansen, Ronald Kahn, Thorsten Mertens, Desirée Schostak, Monika Wehner). Von Thomas Kollatz wurde in der Programmiersprache TUSTEP für das Projekt eigens ein EDV-Programm entwickelt, das in der Vielfalt seiner automatischen Anwendungen und seiner Flexibilität mehrere inzwischen auch international gewürdigte Innovationen verwirklichte. So ermöglicht es dem Benutzer die Volltextsuche sowohl in hebräischer als in deutscher Sprache, sowie dem Bearbeiter die automatische Layout-Einrichtung der zahlreichen text-bildlichen Dokumentationsebenen, die Erstellung von Zitat- und Parallelstellennachweisen und schließlich die Rohübersetzung einer wachsenden Zahl von festen Formeln.

Im Mai 2006, fristgerecht nach fünf Jahren, wurde das Ergebnis in Hamburg überreicht: Es füllte im Computerausdruck nicht weniger als zwanzig Aktenordner. Für die Veröffentlichung musste selbstverständlich eine andere Publikationsform gefunden werden als die klassische gedruckte Friedhofsdokumentation. Sie wurde als Online-Präsentation aufbereitet, durchlief über ein Jahr eine interne Probephase und ist seit September 2007 allgemein zugänglich. Doch werden die Vorzüge einer traditionellen Buchpublikation nicht verschmäht: Ein großformatiger Bild- und Textband, der 2008 im Dresdner Verlag Michel Sandstein erscheinen soll, wird eine Auswahl repräsentativer oder bemerkenswerter Grabstätten dokumentieren. Der Textteil bietet zunächst eine allgemeine Einleitung, sodann Einführungen zu Topographie, Geologie, fotografischer Erfassung, Ästhetik, Symbolik und Poetik des Friedhofs. Exemplarische Studien sozial-



Bella bat Meir Hekscher, Foto von Februar/März 1943

und geistesgeschichtlicher Art beleuchten schließlich ausgewählte Aspekte des Friedhofs zu unterschiedlichen Epochen. Das Buch wird zudem alle Namen und Daten der Bestatteten auf DVD enthalten.

Das große Korpus der Hamburger Inschriften bietet Grundlagenmaterial ersten Ranges für Biographik und Prosopographie, Lokal- und Familiengeschichte. Die seriellen Quellen öffnen unerwartete Zugänge zur Entwicklung der jüdischen Gesellschaft, Kultur, Religion, Literatur und Kunst. Die Inschriftendokumentation im Zusammenhang mit der kunstgeschichtlichen Beschreibung schließt die subtilen Form-Inhalt-Zusammenhänge der Grabmale. Bei aller Konventionalität des epigraphischen Genre sprengen die Hamburger Inschriften doch überraschend oft die Routine, eine Originalität, die zum Teil der anspruchsvollen poetischen Gestaltung, zum Teil den findigen biblischen Anspielungen zu verdanken ist. Und nicht zuletzt werden wir lernen müssen, auf den Dialog der Steine mit ihren

sefardischen Nachbarn zu hören. Im Vergleich mit unseren Friedhöfen fällt zum Beispiel auf, dass die Berliner Grabschriften ein schlichteres Hebräisch sprechen, vielleicht durch den Einfluss des neuen Sprachstils der Haskala beweglicher scheinen, während die Hamburger Grabschriften derselben Epoche mit ihrer Kombinatorik biblischer und traditioneller Versatzstücke formularhafter und traditioneller auftreten – vielleicht ist dies ein weiterer Ausdruck des ernsten, frommen, gewichtigen Selbstbewusstseins, das die jüdischen Kaufleute und Kauffrauen der Elbhäfen unter dem Jahrhunderte lang verlässlichen Schutz der dänischen Könige entwickeln konnten. red

1. Max Grunwald, *Hamburgs deutsche Juden bis zur Auflösung der Dreigemeinde 1811*, Hamburg 1904.
2. Eduard Duckesz, *Iwoh Lemoschaw, enthaltend Biographien und Grabstein-Inschriften der Rabbiner der drei Gemeinden Altona, Hamburg, Wandsbeck* (hebr.), Krakau 1903; *Chachme AHW: Biographien und Grabsteininschriften der Dajanim, Autoren und der sonstigen hervorragenden Männer der drei Gemeinden Altona, Hamburg, Wandsbek* (hebr.), Hamburg 1908; *Zur Geschichte und Genealogie der ersten Familien der hochdeutschen Israeliten-Gemeinde in Hamburg-Altona. Anlässlich des 250jährigen Stadtjubiläums von Altona*, Hamburg 1915.
3. Gaby Zürn, „Die fotografische Dokumentation von Grabinschriften auf dem Jüdischen Friedhof Königstraße/Altona (1942–1944) und ihr historischer Kontext“, in: Peter Freimark, Alice Janowski und Ina S. Lorenz, Hrsg., *Juden in Deutschland: Emanzipation, Integration, Verfolgung und Vernichtung*, Hamburg 1991, S. 116–129.
4. Michael Studemund-Halévy, *Biographisches Lexikon der Hamburger Sepharden: Die Grabinschriften des Portugiesenfriedhofs an der Königstraße in Hamburg-Altona*, Hamburg 2000; Gabriele Zürn, *Die Altonaer jüdische Gemeinde (1611–1873): Ritus und soziale Institutionen des Todes im Wandel*, Hamburg 2001; Michael Studemund-Halévy und Gaby Zürn, *Zerstört die Erinnerung nicht: Der jüdische Friedhof Königstraße in Hamburg*, Hamburg 2002, 2. Aufl. Hamburg 2004.
5. Bert Sommer, „Planquadrate und Barytpapier. Wie das Bet Chajim in Hamburg-Altona dokumentiert wird“, *Kalonymos* 4 (2001), Heft 4, S. 20–21.

# Blümchen Friedländer – „Eine der Würdigsten ihres Geschlechts“

Das Schicksal ihres Grabmals auf dem Friedhof Große Hamburger Straße in Berlin

Nathanja Hüttenmeister

**A**uf dem jüdischen Friedhof Große Hamburger Straße in Berlin-Mitte trifft man – außer dem inzwischen vierten Grabmal für Moses Mendelssohn auf äußerst wenige Grabmalfragmente. Zu diesen zählt ein kleines Bruchstück auf dem nur wenige Buchstaben erhalten sind: *Friedlä – Daniel – nders – stor*. Ohne die besondere Überlieferungsgeschichte dieses Friedhofs könnten solche Bruchstücke heute nicht mehr befriedigend entziffert und sicher identifiziert werden.

Dieser älteste Friedhof der Berliner Juden wurde 1672 angelegt. In den folgenden Jahrzehnten und Jahrhunderten mehrfach erweitert, hat er der 1671 neu gegründeten Gemeinde bis zu seiner Schließung 1827 als letzte Ruhestätte gedient.<sup>1</sup> Hier ruhen die Gemeindegründer aus Wien und ihre Nachfahren wie die Familie Riess, so reiche wie einflussreiche Hoffaktoren wie Jost Liebmann und seine Gattin Esther, Veitel Heine Ephraim und Daniel Itzig, ebenso wie die Größen der Berliner Auf-

klärung, Moses Mendelssohn, Isaak Euchel oder Isaak Satanow. Und so zog dieser Friedhof mit dem durch die „Wissenschaft des Judentums“ geweckten Interesse für die eigene Geschichte schon Mitte des 19. Jahrhunderts die Aufmerksamkeit nicht nur der Nachfahren auf sich. In den 1860er Jahren wurde der Privatgelehrte Elieser Leiser Landshuth (1817–1886) von der Gemeinde damit beauftragt, ein Verzeichnis der Grabinschriften zu erstellen. In mehrjähriger Arbeit erfaßte Landshuth insgesamt an die 2800 Inschriften – ohne zu ahnen, daß nur wenige Jahrzehnte später diese Zweitüberlieferung das Andenken an die hier Ruhenden anstelle der zerstörten Grabmale würde bewahren müssen. Die geplante Publikation dieses Verzeichnisses kam nicht zustande. In der Gemeindebibliothek deponiert wurde es vom letzten Bibliothekar der Gemeinde, Moritz Stern (1864–1939), in die Emigration gerettet.

In den Jahren nach Landshuths Arbeiten wurde der Friedhof wieder hergerichtet und viele Grabmale, wie z. B. das Grabmal von Moses Mendelssohn, restauriert oder erneuert. Die zwanzig ältesten Grabmale der Gemeindegründer wurden damals in die Südmauer des Friedhofs eingelassen – und sind so heute die einzigen Grabsteine dieses Friedhofs, die seine Zerstörung durch die Gestapo unbeschadet überstanden haben. In dem an den Friedhof angrenzenden Altersheim der Gemeinde war 1942 die „Hauptsammelstelle“ der zur Deportation bestimmten Berliner Juden eingerichtet worden. Der Friedhof diente als Gefängnishof, die Grabmale wurden abgeräumt, ihr Schicksal ist bis heute ungeklärt. Im folgenden Jahr wurde das Altersheim durch einen Bombenangriff zerstört, der Friedhof diente in den letzten Kriegstagen noch als Notfriedhof für über 2000 Opfer der Kriegshandlungen.

In der Zeit der DDR zog eine Berufsschule in die nahe ehemalige jüdische Knabenschule, das Friedhofsgelände wurde durch eine Mauer zerteilt und sein nördlicher Teil als Schulhof genutzt. Süd-



בלימכן פרידלענדער  
 דעס ווירדיגען דניאל איצק טאָכטער  
 דוד פרידלענדרס עהעפרוויא גבארן  
 י"ז אייר תקי"ב געשטארבען א' שבועות תקע"ד  
 גאטטעספורכט וואלוואללען פיינע זיטטען בילדעטן די ע שטענע זעעלע  
 אנטליין אונד געשטאלט פערקינדעטן דערן האלדען גלאנץ  
 היר רוהט איהרע אירדישע היללע  
 די ערדע איזט אום איינע עדלע פערמינדערט  
 דער היממעל מיט איינעם ענגעל פערמעהרט  
 נאך איינער צווייא אונד פירציג יעהריגען אונגעטריבטען  
 אונד גליקליכן פערבינדונג גרוב דער עהעגאטטע  
 די עזע ווארטע דער וואהרהייט אויף איהרען דענקשטיין  
 מיט ריהרונג, דאנקבארקייט אונד ערגעבונג

lich schließt sich eine Parkanlage an, in der 1962 ein neuer Grabstein für Moses Mendelssohn seinen Platz fand. Einzelne Fragmente, auf dem Gelände verstreut gefunden, wurden zu zwei sarkophagähnlichen Gebilden zusammenzementiert; weitere, meist kleine Bruchstücke sind auf zwei kleinen Feldern im nördlichen Friedhofsteil gesammelt.

1988 wurden die zwanzig noch erhaltenen Grabsteine aus der Südmauer genommen; sie sollen restauriert werden. Bis heute stehen diese Grabmale provisorisch an eine Mauer gelehnt auf dem Friedhof in Weissensee.

Nach der Vereinigung und jahrelangen Verhandlungen mit dem Senat der Stadt und Nachkommen der Kriegstoten von 1945 um die Kennzeichnung der in den 1970er Jahren eingeebneten Massengräber, wurde nun kürzlich das Gelände des Friedhofs wieder in einen würdigeren Zustand versetzt. Von der Straße durch ein Gitter abgegrenzt, betritt man den Friedhof heute durch ein nachts und am Schabbat verschlossenes Tor. Ein Weg führt vorbei am 1990 neu gesetzten Grabmal für Moses Mendelssohn und umrundet das ganze Gelände. Die den Friedhof teilende Mauer ist durch einen Metallzaun ersetzt, der den freien Blick über den Friedhof erlaubt – eine Aufhebung der Trennung war aufgrund von Sicherheitsbedenken wegen des angrenzenden jüdischen Gymnasiums im historischen Gebäude der Knabenschule nicht möglich. Eine vor ein paar Jahren installierte Tafel am Eingang berichtet von der langen und wechselvollen Geschichte dieses Friedhofs, und in Kürze soll durch ein neues Wasserbecken neben dem Eingang die Einhaltung der rituellen Bräuche beim Besuch eines Friedhofs ermöglicht werden. Vor dem Friedhofsgelände wurden die Fundamente des zerstörten Altersheims im Pflaster kenntlich gemacht. Die 1985 errichtete Skulpturengruppe des Bildhauers Will Lammert – Mahnmahl für die Opfer des Nationalsozialismus – erinnert auch weiterhin an die Deportationen.

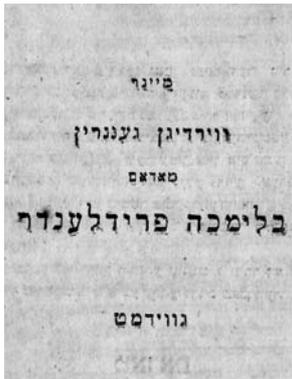
Im Dezember 2007 soll das Gelände feierlich der Öffentlichkeit übergeben werden, doch sind die Pläne zur Neugestaltung des Ensembles nicht abgeschlossen: Auch die alten und einzig erhaltenen Grabsteine sollen nach ihrer Restaurierung endlich wieder an ihren historischen Ort in die Südmauer des Friedhofs zurückkehren. Für die vielen Grabmalfragmente wird nun nach einer dauerhaften Lösung gesucht. Über hundert solcher Bruchstücke fand man, als 1992 beim Bau einer

Feuerwehrezufahrt zum angrenzenden jüdischen Gymnasium ein flacher und langgestreckter Hügel auf dem nördlichen Friedhofsteil angeschnitten wurde. Diese vernachlässigten Fragmente harren nun der gründlichen Dokumentation – können sie doch durch Landshuths Überlieferung der Grabinschriften oft identifiziert und den Verstorbenen wieder zugeordnet werden.

Zu jenen Fragmenten zählt auch das eingangs bezeichnete Fragment. Es ist der Rest des Grabmals von Blümchen Friedländer.

Blümchen wurde 1752 in eine der angesehensten und wohlhabendsten Familien der jüdischen Gemeinde Berlin hineingeboren. Ihr Vater Daniel Itzig (1723–1799), einer der bedeutenden preussischen Bankiers, hatte – gemeinsam mit Ephraim Veitel – sein Vermögen als Münzpächter während des Siebenjährigen Krieges erworben. Friedrich II. ernannte ihn zum obersten Repräsentanten der Juden in Preußen. Der Hoffaktor von Friedrich Wilhelm II. erhielt 1791 als erster Jude für sich und seine Familie das preußische Naturalisationspatent, das heißt, die rechtliche Gleichstellung mit den christlichen Untertanen. Einerseits der Tradition fest verbunden – seit 1764 war Itzig auch Oberältester der Berliner Gemeinde – andererseits offen für die zeitgenössischen Wissenschaften und Künste, ließ Daniel Itzig seinen fünfzehn Kindern, Söhnen wie Töchtern, eine zeitgemäße, der europäischen Aufklärung verpflichtete Erziehung<sup>2</sup> angedeihen, u.a. durch den Komponisten Friedemann Bach und den Philosophen Moses Mendelssohn. *Itzigs Töchter erhöhen die Anmut ihrer Schönheit durch ihre Talente, besonders für Musik, und durch einen fein gebildeten Geist*<sup>3</sup>, schreibt ein Zeitgenosse über Blümchen und ihre Schwestern – und so gründete Blümchens jüngere Schwester Fanny, die nach Wien verheiratete Freifrau von Arnstein (1758–1818), als erste Wiener Jüdin einen literarischen Salon.

Als der jüdischen Tradition wie der neu entstehenden modernen Gesellschaft gleichermaßen verbundener Großbürger trug Daniel Itzig gemeinsam mit anderen durch die Förderung junger Intellektueller, die sich seit etwa 1770 in Berlin um Moses Mendelssohn scharten, maßgeblich dazu bei, daß sich die von Mendelssohn und seinen Anhängern vorangetriebene Reformarbeit entfalten und Berlin zum Ausgangspunkt und Zentrum der jüdischen Aufklärung in Europa werden konnte.<sup>4</sup>



Meiner  
würdigen Gönnerin  
Madam  
Blümche Friedländer  
gewidmet

1772 vermählte sich Blümchen mit einem Schüler und Freund Mendelssohns, dem aus Königsberg stammenden Seidenfabrikanten David Friedländer (1750–1834). Der hochgebildete Friedländer, der seinem Schwiegervater im Amt des Gemeindeältesten folgte und 1799 als erster Jude von den Berliner Stadtverordneten zum unbesoldeten Stadtrat gewählt wurde, gehörte bald zu den führenden Persönlichkeiten der Berliner Judenschaft. Als einflussreicher Reformers setzte er sich für die Emanzipation der Juden ein, begründete unter anderem mit seinem Schwager, dem preussischen Hofbaurat Isaak Daniel Itzig, und mit Naphtali Hirz Wessely 1778 die Jüdische Freischule in Berlin und zu deren Finanzierung eine hebräische Druckerei, und war aktiver Mitarbeiter beim *Ha-Meassef* („Der Sammler“), dem wichtigsten Organ der innerjüdischen Aufklärung.

Madame Friedländer teilte die intellektuellen Interessen ihres Gatten, insbesondere seine unermüdlichen Bemühungen um Erziehung und Bildung. 1785 widmete der junge Hebraist, Exeget und Pädagoge Joel Brill Löwe, der als Lehrer im Hause Friedländer tätig war, *seiner würdigen Gönnerin, Madam Blümche Friedländer*, seine erste Übersetzung der Pessach-Haggada ins Deutsche als *einer der Würdigsten ihres Geschlechts ... , das edle Frauen, zärtliche Gattinnen, verständige Mütter und kluge Hauswirtinnen vorzuzeigen hat; so wie wir das Beispiel hiervon in Ihnen sehen.*<sup>5</sup>

Als Blümchen Friedländer 1814 starb, wurde sie auf dem alten Friedhof der Gemeinde in der Großen Hamburger Straße beigesetzt. Hatte ihr Vater selbstverständlich eine traditionelle hebräische Grabinschrift erhalten, so verfaßte nun David Friedländer für seine Gattin eine deutsche Inschrift, wie sie seit der Wende zum 19. Jahrhundert in Berlin immer häufiger wurden, die aber in hebräischen Lettern auf ihr Grabmal graviert wurde:

*Blümchen Friedländer,  
des würdigen Daniel Izek Tochter,  
David Friedländers Ehefrau, geboren  
17. Ijar 512, gestorben 1. (Tag von) Schawuot 574.  
Gottesfurcht, Wohlwollen, feine Sitten bildeten die  
schöne Seele,  
Antlitz und Gestalt verkündeten deren holden Glanz,  
hier ruht ihre irdische Hülle,  
die Erde ist um eine Edle vermindert,  
der Himmel mit einem Engel vermehrt.*

*Nach einer zweiundvierzigjährigen, ungetrübten  
und glücklichen Verbindung grub der Ehegatte  
diese Worte der Wahrheit auf ihren Denkstein,  
mit Rührung, Dankbarkeit und Ergebung.*

Wie die meisten anderen Male wurde auch dieser Stein zerschlagen. Nur ein mit einem Sternmuster geschmücktes Fragment ist von ihm geblieben. Kaum zwanzig Buchstaben lassen sich entziffern, doch ist das Bruchstück eindeutig der Nr. 615 in Landshuths Inschriften-Verzeichnis<sup>6</sup> zuzuordnen. Genauso wie das Grabmal für Blümchen Friedländer können auch weitere dieser kleinen und kleinsten Reste einstmals imposanter Grabmale für Persönlichkeiten der Berliner Gemeinde mit Hilfe von Landshuths Inschriften-Verzeichnis entziffert, identifiziert und so wieder ihrer eigentlichen Bestimmung zugeführt werden: Das individuelle und kollektive Gedenken der tausenden hier ruhenden Berliner Bürgerinnen und Bürger lebendig zu halten.

1. Ausführliche Darstellung der Geschichte dieses Friedhofs und seines Nachfolgerfriedhofs siehe: Nathanja Hüttenmeister / Christiane E. Müller: Umstrittene Räume: Jüdische Friedhöfe in Berlin. Große Hamburger Straße und Schönhauser Allee (minima judaica 5), Berlin: Metropol 2005.
2. Rürup, Reinhard: Jüdisches Großbürgertum am Ende des 18. Jahrhunderts. In: Themenportal Europäische Geschichte (2006), [www.europa.clionline.de/2006/Article=142](http://www.europa.clionline.de/2006/Article=142) (26.11.2007).
3. Ernst Fraenkel: David Friedländer und seine Zeit, in: *Zeitschrift für die Geschichte der Juden in Deutschland* 1936, Heft 2, S. 65–76, hier S. 69.
4. Shmuel Feiner: *Haskala – Jüdische Aufklärung. Geschichte einer kulturellen Revolution*. Hildesheim 2007. S. 263ff.
5. *Seder haggada 'al pessach*, Berlin: Jüdische Freischule, 5545 (1785), mit Vorwort, Anmerkungen und Übersetzung von Joel Brill Löwe (Haskala-Bibliothek des Steinheim-Instituts.)
6. Heute in zwei Versionen erhalten, eine in den *Central Archives for the History of the Jewish People* Jerusalem (Sammlung Moritz Stern, P 17/666 – P 17/670), die zweite, hier verwendete im *Leo-Baeck-Institute* New York (Jacob-Jacobson-Archiv, I 66–70)

# Buchgestöber

## Bewegungen

„Natürlich erhält man durch einen jüdischen Hintergrund eine bestimmte kulturelle Prägung“, so Susanne Miller, als Susanne Strasser am 14. Mai 1915 in Sofia geboren. Die Großeltern stammten aus Jugoslawien und Ungarn, Susanne wuchs in Wien und Sofia auf. Damit steht die Familie in der Tradition der Juden, die lange vor der Shoah im kulturell heterogenen Österreich-Ungarn ansässig waren: „Meine Großeltern mütterlicher- und väterlicherseits sprachen Deutsch. Auch ihre Kultur war deutsch.“

Früh beschäftigten das Kind aus konservativem, wohlhabendem Haus soziale Fragen der Arbeiter und die politischen Theorien der Linken. Sie studierte an der Universität Wien Geschichte, Anglistik und Philosophie. Mehrere Aufenthalte führten nach England, um mit politisch Gleichgesinnten zu arbeiten. Hierhin flüchtete sie auch ins Exil. 1947 ließ sich Susanne Miller mit ihrem Lebenspartner Will Eichler im zerstörten Köln nieder, um an der politischen Aufbauarbeit in Deutschland mitzuwirken. Seither ist ihre theoretische, praktische, akademische und politische Arbeit der deutschen Sozialdemokratie verpflichtet. 1963 beendete sie das durch das Exil unterbrochene Studium mit ihrer Dissertation *Das Problem der Freiheit im Sozialismus*.

Persönlichkeiten wie Herbert Wehner, Willi Brandt und Heinrich Böll waren Freunde und Weggefährten; von Meilensteinen deutscher Geschichte



„So würde ich noch einmal leben“. Erinnerungen von Susanne Miller. Aufgezeichnet und eingeleitet von Antje Dertinger; s/w Fotos. Bonn: Verlag J.H.W. Dietz Nachf. 2005. ISBN 3-8012-0351-4. 216 Seiten. 12,80 Euro.

wie dem Godesberger Programm der SPD, der Friedrich-Ebert-Stiftung oder der Deutsch-Israelischen Gesellschaft erzählt Miller aus eigener Erfahrung. Aber auch Begegnungen mit weniger prominenten Menschen bewegen die Sozialdemokratin.

Nichtreligiös aufgewachsen, bewahrt sie immer den Bezug zu jüdischen Themen. Ein Kapitel reflektiert den Jüdischen Bund, geht auf die „Bundisten“ und ihre Position in der linken, jüdischen und israelischen Politik ein. Wie ein roter Faden zieht sich die Reflektion der Rolle der Frauen durch das

Buch, immer bezogen auf lebenspraktische und politische Aspekte. Über eine Freundin sagt Miller, was für sie selbst gilt: In ihrer Biografie spiegeln sich fast neunzig Jahre, betroffen von „unvorstellbaren Verbrechen einerseits“ und bewegt für und „von humanen Entfaltungen andererseits.“ Der mündliche Charakter des Lebensberichts, nach Gesprächen festgehalten, macht ihn zu einer zeithistorisch spannenden und lebendigen Lektüre. *Petra Schmidt*

## Stufenlieder, neu vertont

Eine CD mit dem Titel Ma'alot bietet Psalmen 120–134 (z.T. in Auszügen), d.h. die „Stufenlieder“ oder Wallfahrtspsalmen. Hinzugenommen wurden Verse aus Psalm 139. Es musiziert das 1994 gegründete *Ensemble Shoshan*, mit Waltraud Rennebaum (Gesang/Tambourin), Raimund Rennebaum (Klavier/ Keyboards) und Heike Zehe (Flöte) sowie Gäste. Von Rennebaums sind auch die meisten der Vertonungen. Das stilistisch Besondere ist die „reizvolle Verschmelzung zweier völlig unterschiedlicher Welten, nämlich der hebräisch-jüdischen und der europäisch-klassischen Musikkultur“. Diese Verschmelzung macht das Eigene und Neue aus, wobei aber der israelisch-folkloristische Charakter vorherrscht. Es klingen auch harmonische Wendungen und Rhythmen anderer Kulturen an, so Elemente afrikanischer Volksmusik in der Vertonung der Schlussverse von Ps 130.

Kompositorisch und aufführungstechnisch ist dies eine ansprechende Produktion. Die dank häufiger Wiederholungen bedingte Eingängigkeit der Melodien, ihre Lieblichkeit, aber auch die melancholische Atmosphäre werden Freunde der Musikrichtung begeistern. Dennoch empfindet man bei mehrfachem Hören eine gewisse Gleichförmigkeit in Vertonung und Instrumentierung, die die Schönheit der hebräischen Psalmentexte zuweilen in einem Klangrausch untergehen lassen. Schlichtere Bearbeitung und sparsamere Besetzung, die die Musik dem Wort unterordnet – etwa eine Solostimme, begleitet allein von einem Rhythmusinstrument –, wären eindrücklicher und der Ausdruckskraft der Psalmen eher angemessen.

Trotz dieser Kritik ist „Ma'alot“ empfehlenswert. Vielleicht eröffnet gerade ihre heutige Vertonung und Gestaltung manchem den Zugang zur unvergänglichen Schönheit der Wallfahrtspsalmen.

*Annette Sommer*



Ma'alot. The Songs of Ascents. Psalms 120–134 sung in Hebrew. Waltraud Rennebaum & Ensemble Shoshan. Hänssler Classics. CD 98.292. TT: 67.11

### Lebensspuren

Paul Hoffmann wird 1921 in Iserlohn geboren. Mit seinen Eltern Julius und Selma und der jüngeren Schwester Mathilde verbringt er seine Kindheit in ärmlichen Verhältnissen.

*Die Armut war eine unaufhörliche Plage seiner Kinderjahre. Erst Krieg und die Judenverfolgung haben die Demütigungen durch neue Plagen, die die Verfolgung für meinen Vater bereithielt, in den Hintergrund gedrängt und wie eine Vorschule der Hölle erscheinen lassen, die notwendig war, damit er die KZ-Welt überstehen konnte,* schreibt sein Sohn Daniel.

Die dreißiger Jahre bringen Ausgrenzung und Diskriminierung. Die nichtjüdische Verwandtschaft bricht den Kontakt ab, Nachbarn und Schulkamera-



Daniel Hoffmann: Lebensspuren meines Vaters. Eine Rekonstruktion aus dem Holocaust. Göttingen: Wallstein Verlag 2007. ISBN 978-3-8353-0149-8. 269 Seiten. 24,00 Euro

den distanzieren sich. Erschütterndes Ereignis für den damals 17-jährigen Paul Hoffmann ist das Novemberpogrom in seiner Stadt. *Mein Vater war fassungslos. Er konnte sich keine Ursache für einen solchen Brand vorstellen. Er fragte, warum keine Kirchenglocken läuteten, wenn ein Gotteshaus brennt. Aber sein Vater war wie erstarrt und antwortete nicht. Meinen Vater überfiel eine tiefe ratlose Trauer.*

1939 wird Paul Hoffmann ins Paderborner Arbeitslager „Am Grünen Weg“ verschleppt und wenige Monate später ins Bielefelder Arbeitslager „Schloßhof“. Dort lernt er Lotte Windmüller und Johanne Peppmüller kennen. Lotte wird seine erste große Liebe; sie kommt in Auschwitz um. Er selbst überlebt dort dank der rettenden Pakete von Johanne. Nach der Befreiung kehrt Paul Hoffmann nach Bielefeld zurück und beantragt die Ausreise nach Amerika. Seine jahrelangen Bemühungen bleiben vergebens. So schreibt er: *Das Problem der Auswanderung besteht für mich nicht mehr, nachdem ich ca. 15 Jahre nur diesem Gedanken gelebt habe und durch die kettenweisen Enttäuschungen müde geworden bin mich einer Sache zu widmen, die wie das Hornberger Schiessen für mich ausläuft. Meine Heimat wird Deutschland bleiben.*

Daniel Hoffmann erzählt die Lebensgeschichte seines Vaters, indem er auf Notizen und mündliche Erzählungen des Vaters, aber auch Dokumente und Briefe zurückgreift, etwa die, die er aus Auschwitz an Johanne schrieb. Nicht zuletzt wegen dieser Dokumente des Überlebens und der Zivilcourage ein eindrucksvolles und bewegendes Buch. *kk*

### Was tun?!

Antisemitismus erledigt sich mit humanistischer Bildung und kompetentem Geschichtsunterricht keineswegs von selbst. Auch die AutorInnen von *Was kann man dagegen tun?* meinen, dass „Methoden aus der antirassistischen Bildungsarbeit und Konzepte der Demokratie-, Menschenrechts- und Toleranz-erziehung nicht ausreichen, dem Antisemitismus zu begegnen.“ Gebraucht werden dagegen eigene Lehr- und Lernkonzepte, und die will das Projekt *Bildungs-Bausteine gegen Antisemitismus* mit dieser ganz praktisch angelegten Methoden- und Materialsammlung liefern. Das Lehrbuch richtet sich mit seinem transparenten pädagogischen Konzept und seiner programmatisch reflektierten Einleitung an den Bildungsbereich, an Lehrer- und ErzieherInnen.

Die bekommen ein durch zahlreiche Workshops und Seminare praxiserprobtes Werkzeug an die Hand, das sich durch einen übersichtlichen Apparat und große Themenvielfalt auszeichnet: Vorurteile und Stereotype, christlicher Antijudaismus,



Bildungsteam Berlin-Brandenburg e.V. / Tacheles reden! e.V. (Hg.): *Woher kommt der Judenhass? Was kann man dagegen tun?* Ein Bildungsprogramm. Materialien, Methoden und Konzepte. Mülheim: Verlag an der Ruhr 2007. ISBN 978-3-8346-0158-2. 156 Seiten. 24,50 Euro

Nationalsozialismus, Antisemitismus (der Moderne / nach 1945 / im Zusammenhang des Nahost-Konflikts). Und stets aktuell: Matthäus-Passion, Aprilboykott, die Reden von Hohmann und Walser, die Schändung des jüdischen Friedhofs Meilenberg.

So finden wir klar strukturierte Unterrichtseinheiten (= „Methoden“) mit jeweils konkreten Hinweisen zur Zielgruppe („geeignet für ...“), zu den Lernzielen, zur praktischen Durchführung, zur sinn-

# EINE ARCHIVALISCHE INFORMATIONSPREISE

VON

**DR. E. ZIVIER**

FÜRSTLICH PLESS'SCHER ARCHIVAR.

vollen Gruppengröße. Das benötigte Unterrichtsmaterial liegt gleich bei, und hier ist insbesondere die CD ein Gewinn. Bei der Methode *Bildanalyse antisemitischer Darstellungen* etwa stellt sie Arbeitsblätter, Bildpostkarten und Karikaturen sowie Hintergrundtexte im gängigen PDF-Format leicht zugänglich bereit. Und zur Methode *Nahost-Quiz*, die das Verstehen des Nahost-Konflikts befördern will, bringt die CD zahlreiche Abbildungen, „Ereigniskarten“ und etliche Texte mit Hintergrundinformationen. Alle der mehr als 50 „Methoden“ können auf eine vergleichbare Materialfülle zurückgreifen.

Nicht tabuisieren, sondern thematisieren, so kann man es auf den Punkt bringen, denn auch der persönliche Zugang hat ausdrücklich Platz, die eigene Meinung und vorgefasste Urteile der Schüler sollen nicht im Vorgriff abgeblockt, sondern offen aus- und angesprochen werden. Dabei erlauben die inhaltliche Vielfalt, die ausdrückliche Vernetzung der Methoden untereinander („Möglichkeiten der Weiterarbeit ...“) und auch die Hinweise auf Medien wie Filme einen flexiblen Einsatz hinsichtlich Unterrichtskontext und Zielgruppe, bei der zudem nicht nur an Jugendliche, sondern auch an Multiplikatoren gedacht ist.

Diese Auseinandersetzung mit dem Antisemitismus insbesondere auch in Form von Rollenspielen, Diskussionen, „Empathieübungen“ oder Exkursionen legt ihren Schwerpunkt beim *woher kommt* nicht auf Wissensvermittlung mittels historischer Analyse. Es geht vor allem auch um *dagegen tun*, um Sensibilisierung, Entwicklung und Stärkung von Kompetenzen, Kritikfähigkeit – und das überzeugt. Wer das Thema *Antisemitismus* im Unterricht aufgreift, wird auf diese profunde Handreichung nicht verzichten wollen. hl

## Archivarische Erkundungsreise

*Jüdisches Archivwesen* versammelt die Beiträge eines Kolloquiums der *Archivschule Marburg*. Anlass war der 100. Jahrestag der von Ezechiel Zivier angeregten Gründung des *Gesamtarchivs der deutschen Juden* am 1. Oktober 1905. Zivier hatte den *Unabhängigen Orden B'nai B'rith* und vor allem den *Deutsch-Israelitischen Gemeindebund* dafür begeistern können. Seine anschließende archivalische Erkundungsreise aber brachte eine gewisse Ernüchterung: mit „Wehmut“ beklagte er, dass schriftliche Aufzeichnungen über das Leben der Juden „nur in so verschwindend geringer Anzahl erhalten“ geblie-

ben waren. Aber unterstrichen nicht damals gerade diese Verluste noch einmal den Sinn seiner Initiative? Mit den verbliebenen „Bruchstücken“ jedenfalls nahm das *Gesamtarchiv* seine Arbeit auf, seit 1906 geleitet von dem Historiker und ausgebildeten Archivar Eugen Täubler. Dass diese Einrichtung nicht *das Archiv* der deutschen Juden werden konnte, ist den Verwerfungen des 20. Jahrhunderts geschuldet. So sind die Gemeindeakten der Stadt Bromberg (Posen/Poznan) heute auf mindestens fünf Archive weltweit verstreut. Der „durch die NS-Zeit verursachte Kontinuitätsbruch“ hat zudem dazu beigetragen, dass das Fachgebiet *Jüdisches Archivwesen* zumindest in Deutschland sich nur stockend entwickeln konnte.

Kolloquium und Buch sind an systematischen Fragestellungen orientiert; die Selbstdarstellung einschlägiger Institutionen war nicht die Absicht. Dennoch bekommt man auch in dieser Hinsicht einen guten Ein- und Überblick etwa zu den *Central Archives for the History of the Jewish People*, die YI-



Frank M. Bischoff, Peter Honigmann (Hg.): *Jüdisches Archivwesen. Beiträge zum Kolloquium aus Anlass des 100. Jahrestags der Gründung des Gesamtarchivs der deutschen Juden. Archivschule Marburg 2007.* ISBN 978-3-923833-10-8. 434 Seiten. 28,60 Euro

*VO Archives*, das *United States Holocaust Memorial Museum*, das *Berliner Jüdische Museum*, das *Centrum Judaicum Archiv*.

So spannen die 20 Beiträge einen weiten Bogen, über Zeiträume und über Kontinente, spezielle Quellengruppen und Spezialinventare bis hin zu einem noch ganz jungen Archiv, das gleich ins 21. Jahrhundert springt: das *Jewish Women's Archive*, das so manche Erscheinungsform überkommener Archive schlicht beiseite lässt und als reines Internet-Archiv auftritt ([www.jwa.org](http://www.jwa.org)). hl

## Neue Generation

Es sind nicht viele Texte deutsch-jüdischer Autoren 2007 veröffentlicht worden. Neben Romanen bekannter Autoren wie Maxim Billers *Liebe heute – Short stories* (Kiepenheuer und Witsch) und Robert Menasses *Don Juan de la Mancha* (Suhrkamp), die sich mit für sie eher untypischen Themen befassen, fällt *Hochzeit in Jerusalem* von Lena Gorelik be-



Dr. Eugen Täubler  
(1879–1953)

sonders ins Auge. Mit ihrem zweiten Roman etabliert sich die 26jährige als Repräsentantin einer Generation jüdischer Einwanderer aus der ehemaligen Sowjetunion, die Anfang der 90er Jahre als Kinder nach Deutschland kamen und sich teils gewollt, teils gezwungen, in der Mehrheitsgesellschaft vollkommen integrierten.

Die Protagonistin, eine Mittzwanzigerin mit dem gleichen Hintergrund wie die Autorin selbst, unterscheidet sich kaum von Gleichaltrigen. In Russland konnte sie nicht als Jüdin leben, in Deutschland will sie es nicht unbedingt. Dort ist ihrer Familie „auf dem Wege aus dem kleinen jüdischen Shtetl in Weißrussland in die Großstadt Leningrad die Religion verlorengegangen“. Hier fühlt sie sich von deutschen Juden nicht wahrgenommen, nicht willkommen heißen. Dortige Ängste und hiesige Kränkungen erzählt Gorelik wie nebenbei, mit Humor und Leichtigkeit. Sie sind in einer Handlung eingebunden, die Leser und Zuschauer aus zahlreichen Komödien kennen: Eine junge Münchnerin und ihre verwirrten Bezie-



Lena Gorelik: Hochzeit in Jerusalem. Roman. München: SchirmerGraf Verlag 2007. ISBN 978-3-86555-037-8. 256 Seiten. 18,80 Euro.

hungen. Die nach ihrer Identität gefragt antwortet: „Na ja, ich bin einfach ich.“ Sie ist innigst ins Geflecht ihrer jüdisch-russischen Familie verstrickt, lebt aber selbständig, fühlt sich wohl in Deutschland, in Israel, in den Vereinigten Staaten. Sie nutzt ihre dreifache Prägung und arbeitet als interkulturelle Beraterin. Sie ist eben jüdisch, russisch und deutsch. Unverkrampft. Angestrengte Versuche eines deutschen Freundes, seine Jüdischkeit zu definieren, nachdem er erfahren hat, sein Vater sei Jude, befremden sie. Die „Gutmenschen“, die mit ihren „jüdischen Freunden“ aus dem Flüchtlingsheim Heiligabend feiern wollen, ärgern sie. Andererseits weiß sie: „Es war doch eine gute Entscheidung, das mit Deutschland.“ So leidet und lacht sie. Und so lacht auch der Leser, während er viel über ihre Generation erfährt.

Lena Gorelik ist ein unterhaltsames Zeitzeugnis gelungen, das soziologische Studien allemal lesenswert ergänzt.

Beata Mache

## Unser Lehrer

Soeben erschienen: Der Ertrag einer anlässlich des 900. Todestages von Raschi (R.Shlomo Jizchaqi) 2005 in Worms veranstalteten Konferenz. Elf Beiträge – zu *Raschi, seine Zeit und sein Werk* (3), *Raschis Erbe* (5), *Das jüdische Worms* (2), *Raschi-Interpretation* (1). Weit ausgreifend, konsequent um Raschi, sein Werk und seine Aura zentriert. Raschi



D. Krochmalnik, H. Liss, R. Reichmann (Hgg.): Raschi und sein Erbe. Internationale Tagung der Hochschule für Jüdische Studien mit der Stadt Worms. Universitätsverlag Winter, Heidelberg 2007, 240 Seiten. ISBN 978-3-8253-5396-4. 34 Euro

gelangt erneut zu einer unbestreitbaren, hier teilweise originell neu aufgezeigten Aktualität. Ein attraktiver Sammelband nicht nur für die Wissenschaft.

red

## Stimmen

„Unsere Pein hat noch kein Ende gefunden. Auf allen Wegen des zerstörten und verwüsteten Europas ziehen die Reste Israels“, sagt Rabbiner Israel Moshe Olewski in einem Artikel der jiddischen Zei-



Landeszentrale für politische Bildung Schleswig-Holstein (Hg.): Unzer Sztyme. Jiddische Quellen zur Geschichte der jüdischen Gemeinden in der Britischen Zone 1945–1947. Clausen & Bosse 2004, 167 Seiten. ISBN: 3-00-015145-1. 2 Euro

tung *Unzer Sztyme*, die 1945 bis 1947 in der Britischen Zone von jiddischsprachigen *Displaced Persons* herausgegeben wurde. 2004 wurden nun Artikel dieser Zeitung, die bei Celle erschien, in einem Buch zusammen gefasst. Es gibt, in übersetzten Artikeln, ein authentisches Bild der Lebensverhältnisse der Juden im frühen Nachkriegsdeutschland. So finden wir Hinweise auf den weiter vorhandenen Antisemitismus, die Alltagsprobleme der jüdischen Bevölkerung, nicht zuletzt das soziale Leben, Berichte von Sportveranstaltungen und Treffen zionistischer Verbände.

Stefan Braun

# „Nur Weihnachten fehlt mir sehr“

Eduard Schnitzer (1840–1892), Gouverneur der Äquatorialprovinz

Harald Lordick

**E**r lebt! Ein Raunen lief um die Welt. 1886 elektrisierte diese schier unglaubliche Nachricht die europäische Öffentlichkeit. Die südlichste Provinz des Sudan war nicht ‚verloren‘, *Emin Pascha* behauptete dort seine Herrschaft. Das traf den Nerv und die Interessen der Zeit, machte binnen kurzem Furore. Aber wer war das, jener Emin Pascha?

Isaak Eduard Schnitzer war Sohn einer jüdischen Familie aus dem schlesischen Oppeln. Nachdem sein Vater früh verstorben war, heiratete die Mutter Pauline (geborene Schweitzer) einen nicht-jüdischen Kaufmann im nahegelegenen Neisse, so dass der kleine Isaak Eduard im Alter von sechs Jahren evangelisch getauft wurde; einige weitere Vornamen, *Carl Oscar Theodor*, kamen hinzu, und dass seine Taufe so bedeutsam war, dass ihre Beurkundung vier Jahrzehnte später in der halbamtlichen *Norddeutschen Allgemeinen Zeitung* abgedruckt werden würde, konnte damals niemand ahnen. Eduard wuchs behütet und bürgerlich erzogen auf, studierte Medizin in Breslau, Königsberg und Berlin, und strebte den Beruf des Arztes an.

Obwohl er schon während des Studiums in seinem Fach praktizierte, schlug er doch nicht die von allen erwartete Arztlaufbahn ein. Ob es jugendliche Wirrungen waren, oder auch, wie Felix Theilhaber dies vermutet, seine persönliche Begegnung mit antijüdischen Ressentiments – es verschlug ihn zunächst in die Türkei, 1875 taucht er in Khartum auf und wird Truppenarzt unter dem damaligen Gouverneur der Äquatorialprovinz, Charles Gordon.

*Emin Bey* veröffentlichte seit 1877 in Fachzeitschriften geographische Berichte seiner Reisen, zoologischen und ethnologischen Forschungen und Entdeckungen in Afrika. Er stand in regem Austausch mit Wissenschaftlern und Museen in ganz Europa, belieferte sie mit den Fundstücken seiner Forschungsreisen. Zahlreiche Exponate finden sich noch heute in den Inventaren der Natur- und Völkerkundemuseen. Er war Mitglied etlicher wissenschaftlicher Gesellschaften, etwa der *k.k. zoologisch-botanische Gesellschaft* zu Wien, der *société asiatique* in Paris, der Würzburger *Anthropologischen Gesellschaft* oder der *Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina*. Aufsätze anderer Wissenschaftler beruhten auf seinen Aufzeichnungen und Sammlungen, Titel wie Zöppritz' *Höhenbestimmungen Emin Beys zwischen Ladó und Makaraka-Ssugaire*, Hartlaubs *On some new birds dis-*



*Dr. Emik Bey*

*covered and collected by Emin Bey in Central Africa, between 5° and 2° N. lat. and 32° E. long.* Reichenows *Übersicht der von Emin Pascha auf seiner Reise von Bagamojo bis Tabora gesammelten Vögel* oder A. Günthers *Report on a collection of Reptiles and Batrachians sent by Emin Pasha from Monbuttu, Upper Congo*.<sup>1</sup> Damit war er aber nur einem Kreis von Gelehrten bekannt geworden.

Das war jetzt anders. In der ersten Hälfte der 1880er Jahre hatte das von England kontrollierte Ägypten den Sudan an die Armee des Mahdi verloren. Die Briten empfanden diese Niederlage als Katastrophe, die Nation war empört und zwang ihre Regierung zum Rücktritt. Durch den Mahdi-Aufstand war die Äquatorialprovinz von Ägypten und der Außenwelt abgeschnitten, Briefe von Schnitzer, jetzt selbst Gouverneur der Äquatorialprovinz, waren selten geworden, dann ganz ausgeblieben. Nun aber, nach seinem überraschenden Lebenszeichen, wurden in kürzester Zeit beträchtliche Geldsummen aufgebracht, und es begann ein Wettlauf darum, Emin Pascha zu befreien. Im März 1887 machte sich eine britische Expedition unter Henry Morton Stanley auf den Weg. Ihr Vorankommen wurde fieberhaft verfolgt, Stanley hatte einige Übung darin, seine Unternehmungen als Medienereignis zu



inszenieren. Auch in Deutschland gab es Bestrebungen zu einer Intervention, man rief zu Sammlungen für eine Hilfsexpedition auf. Auf beiden Seiten waren handfeste Kolonialinteressen im Spiel. Die offizielle Politik Deutschlands blieb verhalten, anders jedoch die Öffentlichkeit: „Das Emin-Pascha-Komitee inszenierte einen bisher in Deutschland nie gesehenen Propagandarummel“.<sup>2</sup> Doch man wetteiferte nicht nur um die ‚Rettung‘ Emins. Um ihn war, wenn man so will, auch eine publizistische Schlacht entbrannt. Der Wiener Oberrabbiner Moritz Gudemann rieb sich 1893 verwundert die Augen, als er bei dem bekannten Forscher Gerhard Rohlfs las, dass Schnitzer Deutscher von evangelischer Konfession war, und nicht etwa, wie oft behauptet, Jude, „obgleich ihn das in unseren Augen nicht herabgesetzt hätte“<sup>3</sup>, wie Rohlfs noch gene-

rös hinzufügte. Gudemann wusste es besser und wies in der *Allgemeinen Zeitung des Judenthums* darauf hin, dass „seit Jahren in jüdischen Fachjournalen Emin für die Juden reklamiert und in antisemitischen denselben zugeschoben wurde“.<sup>4</sup>

Von christlichen Eltern geboren, die Autoren dutzender Monografien in den 1890er Jahren zogen diese Version vor, und auch die Veröffentlichung der Taufbescheinigung Schnitzers 1888 hatte das suggeriert. 1895 griff aber noch einmal die AZJ in die Diskussion ein, mit einer Miscelle zu Schnitzers Religionsbekenntnis, basierend auf den Erinnerungen von „Julius Edward Cohen in den Spalten des Blattes ‚Jewish South‘“. Anlässlich eines Synagogenbesuchs am Vorabend des Versöhnungsfestes habe Schnitzer ihm erklärt: „Nun, trotz meines Über-

tritts zum Christentum, und später zum Islam, habe ich nie aufgehört, meiner Religion treu zu bleiben, in der ich geboren und später auferzogen worden bin.“

Noch besser hatte es eigentlich Emins Vetter mütterlicherseits wissen können, der Schriftsteller Georg Schweitzer. Als Nachlassverwalter, Vormund von Emins Tochter Ferida, die bis in die 1920er Jahre bei Emins Schwester in Berlin lebte, und dank seiner familiären Kontakten hatte er beste Chancen, eine kundige und ausgewogene Biografie Schnitzers vorzulegen. So ist auch Schnitzers Andenken wesentlich geprägt von der großen Biografie, die Schweitzer 1898 verfasste.<sup>5</sup> Und als er zum Gedenken an den 40. Todestag Schnitzers 1932 wieder eine Monografie vorlegt, betont er selbst noch einmal seine hervorragende Quellenbasis: Viele Briefe und Mitteilungen und die wertvollen Tagebücher aus Afrika, aber auch umfangreiche Schriftstücke aus der Jugendzeit.<sup>6</sup> In beiden Büchern aber verschweigt Schweitzer die jüdische Herkunft Emin Paschas. Hinweise zur Familiengeschichte der Schnitzers, aber auch der Schweitzers, hat er uns in seinen Büchern weitgehend vorenthalten, mit der jüdischen Verwurzelung seiner Familie hatte Georg Schweitzer gebrochen. Diese Erfahrung machte auch Adolph Kohut. Er hatte nicht nur Schnitzer in seinem Handbuch *Berühmte israelitische Männer und Frauen* mit einem biographischen Eintrag gewürdigt, sondern auch dessen Biografen Schweitzer, wogegen der Letztere aber umgehend sich wehrte und Kohut zu einer Gegendarstellung zwang: „Einige der behandelten Persönlichkeiten verwahren sich direkt oder durch ihre Freunde dagegen, dass sie Juden waren und sind, beziehungsweise von Israeliten abstammen“, unter anderem der „Journalist und Schriftsteller G. Schweitzer“.<sup>7</sup>

Die Biografie Emins blieb Jahrzehnte unkämpft, NS-Schriftsteller ‚entdeckten‘ seine jüdischen Wurzeln und unternahmen erbärmliche Versuche, sein Andenken zu zerstören.

*Nur Weihnachten fehlt mir sehr, und vielleicht ein Klavier*, hatte er einmal aus Afrika geschrieben, doch dies weite Land war längst seine Heimat geworden, zurück nach Europa wollte er nicht mehr. „Mich hat der liebe Gott, wie es scheint, fürs Reisen in Afrika prädestiniert. Wenn ich hier so manchmal die jungen Leute neben mir ansehe, wie alle Augenblicke einer leidend ist, so komme ich

Die schwere, nun hoffentlich bald glücklich überwundene Erkrankung Emin Paschas hatte erneuten Anstoß gegeben, authentische, biographische Daten über dessen Persönlichkeit zu sammeln, und sind bei dieser Gelegenheit auch folgende amtliche Personalakten über Emin Pascha, dessen ursprünglicher Name bekanntlich lautet: Eduard Karl Dskar Theodor Schnitzer, vom evangelischen Stadtpfarramt in Neisse ausgestellt worden:

Auf Grund des bei der hiesigen evangelischen Stadtpfarrkirche geführten Taufregisters wird hierdurch amtlich bescheinigt, daß dem Kaufmann Herrn Louis Schnitzer hier selbst von seiner Ehefrau Pauline geborenen Schweizer am achtundzwanzigsten März des Jahres eintaufendacht-hundertundvierzig (am 28. März 1840) ein Sohn geboren, welcher in der heiligen Taufe am siebenten April des Jahres eintaufendacht-hundertsechundvierzig die Namen Eduard Karl Dskar Theodor erhielt.

Neisse, den 19. Dezember 1888.

(Kircheniegel.)

Das evangelische Stadtpfarramt:

(gez.) Schumann,

Königl. Superintendent und Stadtpfarrer.

Im Anschluß hieran wird auf Grund des bei der hiesigen evangelischen Stadtpfarrkirche geführten Konfirmandenregisters amtlich bescheinigt, daß der Gymnasiast Eduard Schnitzer, Sohn des verstorbenen Herrn Kaufmanns Louis Schnitzer, am Sonntage Palmarum, 1. April des Jahres eintaufendacht-hundertfünfundfünzig in hiesiger evangelischer Stadtpfarrkirche konfirmirt worden ist.

Neisse, den 19. Dezember 1888.

(Siegel.)

Das evangelische Stadtpfarramt:

(gez.) Schumann.



mir vor wie der Prototyp zum *Juif errant*. Es geht noch ganz leidlich – aber es wird eines Tages recht schnell zu Ende gehen, und das ist es, worum ich den lieben Gott bitte. Nachdem ich mein Kind versorgt – auf afrikanischem Boden zu sterben und begraben zu sein, inmitten der Szenerie, die ich lieben gelernt, das wünsche ich mir.“<sup>8</sup> Wie eine Vorahnung wirken diese Sätze, zwei Jahre später war Emin Pascha tot.

Die *story* nahm kein gutes Ende. Im langen Schatten der Kolonialgeschichte dringen aus dem Sudan, ehemals Äquatorialprovinz, seit Jahren nur Nachrichten von dort tobender Gewalt und Vertreibung auf die Seiten der Weltpresse.

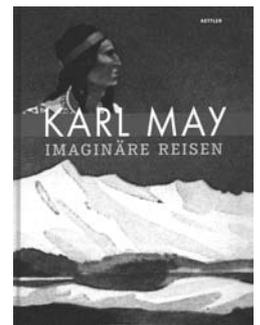
Und Eduard Schnitzers Ende war fürchterlich. Er wurde in einen Hinterhalt gelockt und gemeuchelt, sein Kopf zum Beweis abgeschnitten, seine sterblichen Überreste den Tieren zum Fraß überlassen – er war konsequent gegen Sklaverei und Sklavenhandel eingeschritten und hatte sich damit Feinde zugezogen. Und genau das ist der Stoff, aus dem man Bücher macht. Die Publizität um die Vorgänge in der Äquatorialprovinz und insbesondere Schnitzers Widerstand gegen die Sklaverei regten Karl May zu seiner *Sklavenkarawane* an. Emin Pascha erscheint hier der Jugend durchweg positiv, als Mediziner, Gelehrter und weiser Herrscher, als „ein hochberühmter Mann, welcher alles thut, um den Wohlstand seiner Unterthanen zu begründen und zu heben. Besonders duldet er keinen Sklavenhandel, den er in seiner Provinz aufgehoben hat.“<sup>9</sup> Wie sehr sich das ganze Szenario für Unterhaltungsromane eignet, ist auch vielen weiteren Autoren nicht verborgen geblieben. Emin Pascha und insbesondere seine ‚Rettung‘ durch Stanley spielen bis in die heutige Zeit eine Rolle in der Belletristik. Bekanntes Beispiel ist Jakob Wassermanns *Bula Matari*, *Das Leben Stanleys*.

Auch wenn wir heute über diese frühe Verwertungstechnik lächeln, sollte man sich nicht zu sicher sein, dass der einstige Streit um den Juden, den Protestanten und den Muslim nur noch von historischem Interesse ist. Erfreulich „vogelfrei“ aber lebt Emin Paschas Name in anderen Erinnerungen weiter: Seine aus der Kindheit lebenslang bewahrte Freude an der Vogelwelt gab dem *Eminsperring* (*Passer emini*), dem *Tauraco emini* (*Schwarzschnabelturako*) und der ganzen Gattung *Eminia* (*E. lepida*) ihre bleibenden zoologischen Namen.



Wie über diese Brücke kommen? Die Wirklichkeit in der afrikanischen Wildnis hatte nichts gemein mit den oft sehr naiven Bildchen, mit denen so manches Buch damals illustriert wurde. Letzte bekannte Fotografie mit Emin Pascha, in der Bildmitte (Ausschnitt). Links daneben: Emin bei einem „Marsch im Urwald“, aus: Im dunklen Weltteil. Reisen und Erlebnisse Emin Paschas, Stanleys und Wißmanns in Afrika. Für die Jugend geschildert von W. Christian. Mit vielen Illustrationen in Farbendruck. Fürth: Löwensohn ca. 1890.

1. Für Nachweise, soweit hier nicht angegeben, siehe meinen Beitrag *Isaak Eduard Schnitzer – Emin Pascha. Erinnerungssplitter aus einem Jahrhundert Literatur*, in: Memoria. Wege jüdischen Erinnerns. Festschrift für Michael Brocke, hg. v. Birgit E. Klein u. Christiane E. Müller, Berlin 2005. S. 431–442.
2. Franz Stuhlmann (Hg.), *Die Tagebücher von Dr. Emin Pascha*, Bd. I, Hamburg 1916, S. 470.
3. Neue Freie Presse 1893, Nr. 10376.
4. AZJ 57 (1893), Nr. 30.
5. Georg Schweitzer, *Emin Pascha. Eine Darstellung seines Lebens und Wirkens mit Benutzung seiner Tagebücher, Briefe und wissenschaftlichen Aufzeichnungen*. Mit einer Karte, acht Portraits und einer Anzahl Autographien, Berlin 1898.
6. Georg Schweitzer, *Von Khartum zum Kongo. Emin Paschas Leben und Sterben* (= Deutschlands Kolonialhelden; 1), Berlin 1932, S. 7f.
7. Adolph Kohut, *Berühmte israelitische Männer und Frauen in der Kulturgeschichte der Menschheit. Lebens- und Charakterbilder aus Vergangenheit und Gegenwart*. Ein Handbuch für Haus und Familie. Mit zahlreichen Porträts und sonstigen Illustrationen, 2 Bde., Leipzig 1900, S. 163, S. 432.
8. Brief an Gustav Hartlaub vom 17.08.1890, zit. nach Heinrich Schiffers / Peter Simons (Hrsg.): *Emin Pascha. Gefährvolle Entdeckungsreisen in Zentralafrika. 1876–1892* (= Alte abenteuerliche Reiseberichte). Stuttgart 1983, S. 365.
9. Karl May, *Die Sklavenkarawane*, zuerst in: Der Gute Kamerad, Spemans Illustrierte Knaben-Zeitung 1889–1890; vgl. auch Zeilinger, Johannes: „Ich, ein einzelner Mensch gegen ein Land voll von Blut, Mord und Verbrechen“. *Dr. Emin Pascha – ein Held Karl Mays*. In: Jahrbuch der Karl-May-Gesellschaft, 2003.



Emin Pascha als Vorbild und Inspiration für Karl May, das ist eine von vielen Facetten Mays, die die Ausstellung des Deutschen Historischen Museums Berlin thematisiert: *Karl May, Imaginäre Reisen*, 31.8.2007 bis 6.1.2008. Der gleichnamige Ausstellungskatalog enthält einen Beitrag von Johannes Zeilinger, *Aufbruch am Nil, Karl May, Emin Pascha und der sudanesishe Mahdi*. Druckverlag Kettler, 357 Seiten, ISBN 978-3-939825-44-9.

## Mitteilungen



Shmuel Feiner bei seiner Dankrede

Entstehung und Blüte der Haskala im 18. Jahrhundert als „jüdischen Kulturkampf“, ja geradezu als **kulturelle Revolution** zu charakterisieren und spannungsgeladen zu schildern ist die große Leistung des neuen Buches von Shmuel Feiner: „Haskala – Jüdische Aufklärung. Geschichte einer kulturellen Revolution“, das soeben in unserer Reihe ‚Netiva‘ erschienen ist. Aus dem Hebräischen des israelischen Historikers elegant übersetzt, lässt uns Feiner die Entwicklung der jüdischen Aufklärung im Kontext des ganzen 18. Jahrhunderts als das erstmalige, bis dahin unerhörte Aufbegehren einer neuen Schicht ‚freier‘ Intellektueller und Literaten gegen die autoritativ-traditionelle Elite der Rabbiner verstehen. Aus geschickter Kontrastierung und Gegenüberstellung aufgebaut, entwirft das Buch ein Panorama, das bis zur letzten Seite fesselt.

Es beginnt mit der Geschichte einiger junger Männer der aschkenasischen Gesellschaft in Europa, die zielstrebig ihr Umfeld veränderten. Sie waren getrieben von dem beschämenden Gefühl intellektueller Unterlegenheit und der Sehnsucht, an den Bereichen kultureller Renaissance teilzuhaben, zu denen ihnen jene, die das Monopol des traditionellen jüdischen Wissens innehatten, den Zugang verwehrten – ein **subversiver Ansatz**, der sich alternative Wege zum Wissenserwerb schuf. Unvermeidlich der Kampf zwischen den konkurrierenden Eliten, der rabbinischen und der neuen maskilischen. Diesen Konkurrenzkampf lässt Feiner vor



Shmuel Feiner: Haskala – Jüdische Aufklärung. Geschichte einer kulturellen Revolution; aus dem Hebräischen übersetzt von Anne Birkenhauer (Netiva 8); Georg Olms Verlag, Hildesheim 2007. 505 Seiten. ISBN 3-487-13531-1. 68 Euro

unseren Augen detailgenau erstehen, doch sein Buch erschöpft sich darin nicht. Die „Republik der Maskilim“ selbst, ihre Akteure, Einrichtungen und Werke, erfahren eine höchst engagierte Würdigung, die einsichtig macht, wie ihre Werte und Ideale trotz des jähen Niedergangs der Bewegung am Ende des 18. Jahrhunderts das Judentum insgesamt in die Moderne überführten – eine Auseinandersetzung, die nicht abgeschlossen ist.

Feiners Gesamtschau der Haskala ist nicht nur Bibliotheken und Wissenschaftlern zu empfehlen, sondern darf auch kultur- und gesellschaftsgeschichtlich interessierten Lesern ans Herz gelegt werden – ein Grund mehr für das Wissenschaftszentrum NRW und die Universität der Landeshauptstadt, das so originelle wie aktuelle Werk mit dem „Dr. Meyer-Struckmann-Preis“ auszuzeichnen.

Das Inhaltsverzeichnis und die Register von „Haskala – Jüdische Aufklärung“ finden Sie auf den Webseiten des S. L. Steinheim-Instituts. *red*

Im Freistaat Bayern haben bisher nur recht wenige der zahlreichen (an die 150) jüdischen Friedhöfe eine verlässliche Dokumentation ihrer Steine und Inschriften erfahren. Hier schwindet ein unausgeschöpfter, tausendfacher Schatz an individuellem



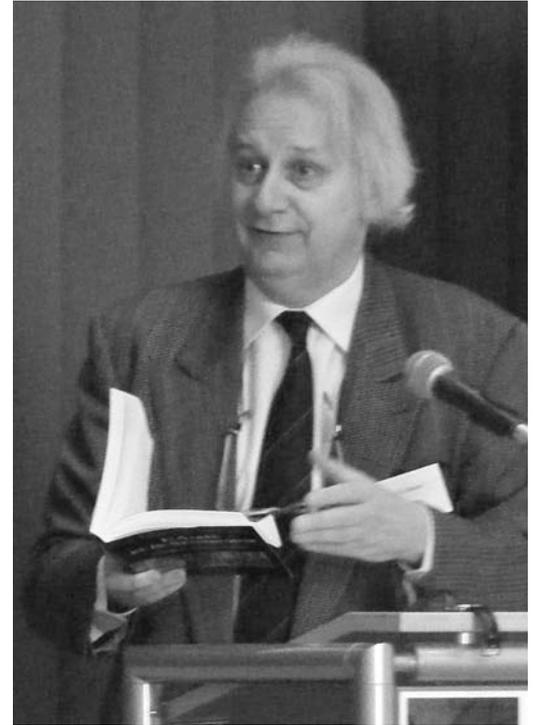
und kollektivem Gedächtnis, vergeht allmählich ein Gewebe von religions- und kulturgeschichtlich größter Bedeutung, auch genealogische Interessen werden über kurz oder lang frustriert werden, wenn hier nicht mehr an „virtueller“ Bewahrung aufgewandt wird.

Das Steinheim-Institut hat begonnen, seinen Beitrag dazu leisten, indem es den Friedhof von **Ansbach in Mittelfranken** dokumentiert hat. Fotografiert von Bert Sommer, dokumentiert und kommentiert von Nathanja Hüttenmeister, wird das Buch am 25. Januar 2008 in Ansbach vorgestellt.

Auf dem einst großen Friedhof haben sich nach den Zerstörungen während der NS-Zeit nur noch 117 Grabsteine erhalten, davon zwölf nur als Sockel oder Sockelfundament. Die Überlieferung der chronologischen Belegung setzt erst 1880 ein, doch aus den Jahren seit 1829 sind weitere Grabmale der Familien Oberndorfer, Öttinger und Salmstein erhalten. Der Hauptteil des Buches ist der detail-



1807–2007“ (11. bis 12. November, Zentrum der Jüdischen Gemeinde Duisburg-Mülheim-Oberhausen). Zu einer Zeit, als die Tochter Moses Mendelssohns, Dorothea, an der Grenze zum Königsreich Sachsen noch „Leibzoll“ entrichten musste, berief Napoleon die jüdischen Vertreter aus seinem europäischen Empire nach Paris zur Neugründung des „Großen Sanhedrin“, um die rechtlich-kulturelle Stellung der Juden neu festzulegen. Die in der Folge geschaffenen Konsistorien bestimmen den Alltag der französischen Juden bis heute. 200 Jahre später stellt sich die Frage, freilich unter sehr anderen Vorzeichen, wie es gelingen mag die muslimische(n) Gemeinschaft(en) in die politische Ordnung der europäischen Gesellschaften einzubeziehen. Für die Integration einer nichtchristlichen Religionsgemeinschaft gibt es demnach historisch nur ein Vorbild.



lierten Dokumentation aller Grabmale in chronologischer Abfolge gewidmet, gefolgt von Übersichten im Anhang.

Einleitend wird aus der Geschichte dieses „Guten Ortes“ berichtet, dessen Einrichtung 1821 – und damit Trennung vom Bechhofener Verbandsfriedhof – ein Ausdruck des Selbstverständnisses der altehrwürdigen Ansbacher Gemeinde war. Die in den *Central Archives for the History of the Jewish People* in Jerusalem erhaltene Überlieferung der Ansbacher „Chewra Kaddischa“, der Beerdigungsbruderschaft, ermöglicht uns auch einen Einblick in die weit über den Friedhof hinausreichende Tätigkeit des „israelitischen Männervereins“.

Eine Geschichte der Ansbacher Jüdinnen und Juden ist in Arbeit, und die Erschließung des – wenn auch beklagenswert zerstörten – Friedhofs gibt der Geschichtsschreibung und dem Gedenken neue Nahrung. Die Dokumentation verdankt sich nicht zuletzt dem beispielhaften Engagement einzelner Ansbacher Privatpersonen. Daraufhin übernahmen Stadt Ansbach und Bezirk Mittelfranken die Kosten der bevorstehenden Veröffentlichung. nh

Unser diesjähriges „Steinheim-Kolloquium“ stand unter dem Thema „Zweierlei Integration: Vom Großen Sanhedrin zur Deutschen Islamkonferenz,

Der Straßburger Großrabbiner René Gutmann sprach in seinem Eröffnungsvortrag von den vielfältigen heutigen Bedenken gegen die Integrationsstrategie der napoleonischen Zeit und würdigte gleichwohl den Großen Sanhedrin als Gründungsakt des französischen Judentums. Dominique Bourel, Professor an der Sorbonne, verfolgte den Weg der jüdischen Aufklärer von Berlin nach Paris und bot kaum bekannte Einblicke in die Bedeutung jüdischer Intellektueller für die deutsch-französischen kulturellen Beziehungen. Während in Berlin eine intellektuelle Elite für ihre Gleichstellung im christlichen Staat stritt, gab es eine solche akademisch gebildete jüdische Oberschicht in Frankreich nicht, wohl aber mehr bürgerliche Rechte. Als europäisches Projekt und Paradigma für die Gegenwart entfaltete Dr. Carsten Wilke (Steinheim-Institut) die Thematik. Europäisch war das Projekt schon insofern, als Napoleon Abgesandte aus seinem gesamten Herrschaftsbereich nach Paris geladen hatte. Von den 71 Mitgliedern stammten 18 aus dem annektierten Norditalien und elf aus den Departements des linksrheinischen Deutschland. In



mehrere Sprachen übersetzt, fanden die Sitzungsberichte des Sanhedrin Verbreitung in ganz Europa. Erstmals wurde auf staatskirchenrechtlicher Basis eine Organisation und Rechte der jüdischen Minderheit in Parallele zur christlichen entworfen und als jüdische Konsistorialordnung auch in den Satellitenstaaten Italien, Niederlande, Königreich Westfalen und Großherzogtum Baden angewendet. Noch in den 1830er Jahren diente dies Belgien, Württemberg und Mecklenburg als Vorlage, Rabbinat, Kultus und Schule grundlegend zu reformieren. Die Sorge, durch staatliche Eingriffe ihre religiöse Autonomie und Pluralität aufgeben und damit ihre Identität zu verlieren, bewegte Delegierte des Großen Sanhedrin einst wie Vertreter der muslimischen Gemeinschaften in Deutschland heute gleichermaßen. Der Islam kennt keine „Lehrautorität“ im christlichen Sinne, sondern einen Interpretationspluralismus, vertreten durch Gelehrte und die Weitergabe des Glaubens durch die Familie, betonte Wolf D. Ahmed Aries in seinem Vortrag. Da die islamische Religionspraxis keine dogmatische Ordnung und Selbstdarstellung kennt, sei es für Muslime besonders schwierig, sich einem „Dialog“ zu stellen, verbindliche Vorgaben für den Religionsunterricht zu benennen oder mit „einer Stimme“ zu sprechen. Seitens der Bundesregierung, deren Islamkonferenz in ihren Aufgaben und Zielen von Referent Dr. Gabriel Goltz dargestellt wurde, kann nur das klärende Gespräch mit in- und ausländischen Akteuren angeboten werden, da aus verfassungsrechtlichen Gründen die Fragen des Gemeindestatus und des Religionsunterrichts auf Länderebene gelöst werden müssen. Die politische Entwicklung der jüdischen Gemeinden Deutschlands nach der Schoah, von Günter B. Ginzler entfaltet, zeigt nur bedingt einen Präzedenzfall, da der „Staatsvertrag“ mit dem Zentralrat der Juden von 2003 nicht zuletzt aus der besonderen moralischen Verantwortung motiviert war. Der Zentralrat war schließlich schrittweise dazu bereit, auf den jüngst erfolgten Pluralisierungsprozess durch die unterschiedlichen jüdischen Gruppierungen in Deutschland einzugehen.

So lebendig wie das Kolloquium selbst verlief auch die durch Otfried Fraisse moderierte Abschlussdiskussion. Ob die Ausgangspositionen von damals und von heute grundsätzlich vergleichbar

sind oder eher nicht, gleichviel, ihre Kontrastierung über zwei Jahrhunderte hinweg ließ jedenfalls Ähnlichkeiten wie Unterschiede aufs anregendste geschärft hervortreten. Es galt und gilt, eine europäische Identität zu entwickeln, die Pflichten und Rechte, Herkunft und Zukunft vereinbaren würde, um ein gestaltetes gesellschaftliches Leben zu ermöglichen, welches das koexistenziell notwendige Gespräch nicht nur im kleinen Kreise eines jüdisch-muslimischen Symposions kennt und zu schätzen weiß.

red

Anschließend an die ertragreich beendeten Forschungen zu *Staat, Gesellschaft, Nation – Das jüdische Projekt der integrativen Gesellschaft im 19. Jahrhundert und seine Bedeutung für Gegenwart und Zukunft*\* haben das S. L. Steinheim-Institut und das Duisburger Institut für Sprach- und Sozialforschung 2007 ein neues Kooperationsvorhaben begonnen: Aufarbeitung, Erschließung und Neuedierung wichtiger monographischer und publizistischer Werke, in denen sich deutsch-jüdische Autoren seit der Aufklärung mit der Thematik *Staat, Gesellschaft, Nation* auseinandersetzen. Das im ersten Projekt entstandene Text-Archiv wird erweitert: Nicht allein Texte aus dem Zeitraum von 1848 bis 1871 werden berücksichtigt, sondern auch solche von der Mitte des 18. bis zum Ende des 19. Jahrhunderts; nicht nur Monographien, sondern auch Zeitungsartikel, Vorträge und Rezensionen.

Die im vorausgegangenen Projekt untersuchten Quellen gehen mit den Machteliten ihrer Zeit heftig ins Gericht, kritisieren aber auch die deutsche Aufklärungsbewegung selbst, der ein fataler Gründungsfehler attestiert wird. Obgleich sie sich oft militant kirchenkritisch gab, war bereits in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts offensichtlich, dass auch die Aufklärungsbewegung dem kulturellen Konsens der Judenfeindschaft verhaftet geblieben war. Sie war aus jüdischer Sicht eine ‚halbierte Aufklärung‘, ja, hatte eine schwere Enttäuschung geweckter Hoffnungen zur Folge. So stellt sich die Frage, inwieweit diese ‚Halbierung der Aufklärung‘ heute wirklich überwunden ist. Die ethischen und rechtlichen Normen, insbesondere von christlichen Eliten seit der Aufklärung erbittert bekämpft, und von Juden wie Leopold Zunz, Gabriel Riesser oder Johann Jacoby eingefordert, ha-

\* Vgl. Jobst Paul: Diskurs der Gegensätze: Erfolg dank Zusammenarbeit. Kalonymos 4 (2006), S. 7f. Auf den Webseiten der Institute finden Sie 55 Texte aus diesem Projekt.

Wir wünschen allen unseren  
Leserinnen und Lesern frohe,  
erholungsreiche Festzeiten und  
ein glückliches und gesundes  
neues Jahr 2008

ben erst nach der Katastrophe des 20. Jahrhunderts den Weg ins Grundgesetz gefunden – heute als verbrieftes Recht.

Die gesellschaftlichen Barrieren, die das 19. Jahrhundert diesen so kritischen wie fundierten Werken in den Weg legte, die deren Rezeption in Deutschland behindert, wenn nicht gänzlich verhindert haben, heute durch deren neue Herausgabe zu brechen und zu überwinden, ist daher das Ziel der jetzt aufgenommenen Arbeiten in beiden Instituten. Die Auswahl der Texte orientiert sich am Konzept qualitativer Vollständigkeit nach Maßgabe qualitativer Sozialforschung, insbesondere der historischen kritischen Diskursanalyse.

Die neue Volltext-Edition ausgewählter Werke leistet somit nicht nur geschichtliche Aufarbeitung, sondern will auch zu einer sich grundlegend erneuernden Beziehung von Juden und Nicht-Juden beitragen. Unerlässlich ist, die Werke im heutigen kulturellen und gesellschaftlichen Diskurs entschieden zu positionieren und ihre mögliche Abdrängung in eine nur ‚fachwissenschaftliche‘ Rezeption zu verhindern. Ebenso auch wollen diese frischen Neuauflagen von wertvollen Leistungen jüdischer deutscher Autoren eine Bresche für die Judaistik selbst wie für weitere historische und sozialwissenschaftliche Disziplinen schlagen, zumal viele Primärquellen derzeit kaum wissenschaftlich wahrgenommen werden können: Denn eine erstaunlich große Anzahl monographischer und publizistischer Werke jener Autoren sind in deutschen Bibliotheken nur

in vereinzelt Exemplaren, und die oft in bedenklichem Zustand, greifbar. Für die meisten von ihnen gilt, dass sie nie wieder gedruckt wurden und damit auch nicht wieder rezipiert werden konnten. Zudem hat die Form des Nachdrucks, des ‚Reprint‘ älterer Druckwerke, kaum je zu einer aktuellen kulturellen Rezeption geführt – so die Erfahrung der letzten Jahrzehnte.

Diese Neueditionen sind – je nach Text – entweder als Print- oder als Online-Veröffentlichungen geplant. Sie werden sämtlich eingeleitet und extensiv kommentiert, so dass die interessierte Öffentlichkeit, eingeschlossen Studierende und Schüler, den Zugang unschwer finden wird.

Auf dem Programm stehen zunächst wichtige Einzeltitel zur Religions- und Gesellschaftsdebatte: Ludwig Philippsons *Die Entwicklung der religiösen Idee im Judenthume, Christenthume und Islam: in zwölf Vorlesungen über Geschichte und Inhalt des Judenthums* von 1847; Elias Grünebaums *Sittenlehre des Judenthums ändern Bekenntnissen gegenüber: Nebst dem geschichtlichen Nachweise über Entstehung und Bedeutung des Pharisaismus und dessen Verhältniß zum Stifter der christlichen Religion* von 1867, Gabriel Riessers *Jüdische Briefe – zur Abwehr und Verständigung* (1840–1842), Salomon L. Steinheims *Moses Mendelssohn und seine Schule in ihrer Beziehung zur Aufgabe des neuen Jahrhunderts der alten Zeitrechnung* von 1840, Salomon Formstechers *Die Religion des Geistes: eine wissenschaftliche Darstellung des Judenthums nach seinem Charakter, Entwicklungsgänge und Berufe in der Menschheit* von 1841 und weiteres.

In Vorbereitung sind zudem Autoreneeditionen: Ausgewählte Werke von Israel Jacobsohn, David Friedländer, Gabriel Riesser, S. L. Steinheim und Saul Ascher. Wir arbeiten ferner an der Kompilation von ebenfalls kommentierten Themenbänden, die Debatten zu Schriften zu Ethik und Sozialethik, das Verhältnis von Judentum und Christentum oder zum Talmud enthalten werden, geeignet für einen weiten Interessentenkreis, insbesondere für junge Menschen in Schule und Hochschule.

Und als rare Kostbarkeit wird eine Online-Volltext-Edition der *Unparteiische Universal-Kirchenzeitung für die Geistlichkeit und die gebildete Weltklasse des protestantischen, katholischen, und israelitischen Deutschland's*, Frankfurt a. M. 1837, veröffentlicht – als ein hoffnungsfroh ökumenisches Signal aus dem fernen Vormärz, auch wenn es seine

Kalonymos wird gefördert  
vom Bundesministerium des Innern

## IMPRESSUM

**Herausgeber** Salomon Ludwig Steinheim-Institut für deutsch-jüdische Geschichte an der Universität Duisburg-Essen, in Duisburg ISSN 1436–1213

**Redaktion** Prof. Dr. Michael Brocke (V.i.S.d.P.), Dipl.-Soz.-Wiss. Harald Lordick **Assistenz** Karina Küser **Grafikdesign** kommunikationsdesign thekla halbach und thomas hagenbucher, Düsseldorf **Layout** Harald Lordick **Anschrift der Redaktion**

Geibelstraße 41, 47057 Duisburg, Tel: 0203/370071–72; Fax: 0203/373380; **E-Mail** kalonymos@steinheim-institut.de **Internet** www.steinheim-institut.de **Druck** Brendow Printmedien, 47443 Moers **Versand** Vierteljährlich im Postzeitungsdienst, kostenlos **Spendenkonto** 238 000 343, Stadtparkasse Duisburg, BLZ 350 500 00

Botschaft damals nur ein Jahr lang aussenden durfte. Unsere Arbeiten werden dankenswerterweise vom Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft, von der RAG, jetzt Evonik (Essen), und vom Bankhaus Rothschild (Frankfurt am Main) gefördert. *red*



Im Rahmen der Kooperation des *Steinheim-Instituts* mit dem Fach *Informatik der Universität Duisburg-Essen* widmete sich 2007 ein Lehr-Praxisprojekt Problemen der Weiterverarbeitung von retrodigitalisierten Datenbeständen. Die wiss. Mitarbeiter Dr. Eva Dyllong (UDE) und Harald Lordick (StI) sowie StudentInnen der Informatik befassten sich mit der Herstellung XML-basierter Dokumente, mit ihrer Verwaltung mittels nativer XML-Datenbankanbindung, mit Möglichkeiten der Visualisierung der aus den Dokumenten extrahierten Daten und suchten nach Verfahren kollaborativer Annotation. Ergebnis dieser von den Studierenden auf hohem Niveau gehaltenen Veranstaltung war die Programmierung des Software-Prototyps *ReDi*. Willkommene Abwechslung im technisch anspruchsvollen Semester war die Exkursion ins *Jüdische Museum Westfalen* (Dorsten), das den mit großem Interesse angereisten Teilnehmern eine ausgiebige Führung bot. Nach Abschluss der Veranstaltung hat Informatikstudent Felix C. Engel im Rahmen seines dreimonatigen Praktikums im Steinheim-Institut die Evaluation von *ReDi* unter Praxisbedingungen durchgeführt und wertvolle Hinweise zur Weiterentwicklung zusammengestellt. Ebenfalls als Praktikant hat Nils Bohländer, Student der Politikwissenschaften, begonnen, die im Praxisprojekt gewonnenen Erkenntnisse durch *markup* in die Tat umzusetzen, an der aufwändig retrodigitalisierten *Universal-Kirchenzeitung*, 1837 als christlich-jüdisch-ökumenisches Experiment erschienenen. Diese Forschungen kommen den Digitalisierungsarbeiten des *Steinheim-Instituts* und des *Duisburger Instituts für Sprach- und Sozialforschung* zugute; die erfolgreiche **Kooperation mit der Universität Duisburg-Essen** wird fortgesetzt, und zunächst ist eine gemeinsame Tagung ins Auge gefasst. *hl*

Mit seinem diesjährigen Kolloquium und seiner *Euregio*-Teilnahme hat sich das Steinheim-Institut verstärkt der europäischen Dimension deutsch-jüdischer Geschichte zugewandt. Ein **neues Forschungsprojekt der DFG** wird hier einen der thematischen Schwerpunkte des Instituts etablieren.

*Die ‚Alliance israélite universelle‘ in Deutschland, 1860–1914: Eine weltbürgerliche Utopie im Zeitalter der Nationalismen* ist der Titel des auf zwei Jahre bewilligten Projekts, das unter der Leitung von Dr. Carsten Wilke erstmals die Geschichte des deutschen Zweigs dieser ältesten jüdischen Weltorganisation schreiben wird. Die *Alliance* suchte durch materielle Hilfsmaßnahmen, durch koordinierte Einflussnahme auf politische Machthaber und vor allem durch ein großes Schulwerk die Le-



Carsten L. Wilke, *Histoire des Juifs Portugais*, Paris: Éditions Chandeigne, 2007, 272 S., 19 Euro.

bens-, Rechts- und Bildungsverhältnisse der Juden in den islamischen und balkanischen Ländern zu verbessern; sie förderte zugleich in Westeuropa jüdische Wissenschaft und Abwehr des Antisemitismus. Wiewohl ihre Zentrale seit jeher in Paris lag, war die *Alliance* vor dem Ersten Weltkrieg mitnichten eine französische Institution. Zeitweilig lebte im Deutschen Reich fast die Hälfte ihrer Mitglieder, darunter viele namhafte Rabbiner, Wissenschaftler und Industrielle. Ihre in Paris erhaltenen Korrespondenzen sind Dokumente einer damals einzigartigen Zusammenarbeit zwischen Franzosen und Deutschen, beseelt von dem liberal-kosmopolitischen Ideal aufklärerischer Tradition und einem neuen Geist grenzüberschreitender jüdischer Solidarität.

Unterstützung verdanken wir auch der *Alliance*, die in zwei Jahren auf ein 150jähriges Wirken zurücksehen wird. In ihrem Pariser Auditorium stellte unser Mitarbeiter am 29. November 2007 seine französischsprachige "Geschichte der portugiesischen Juden" vor. Das für Nichtspezialisten geschriebene Werk durchläuft zwei Jahrtausende jüdischen Lebens auf diesem atlantischen Balkon Europas, in denen die erpresste Massentaufe von 1497 einen tragischen Einschnitt bildet. Die Nachkommen der Zwangskonvertiten führten über Generationen als Scheinchristen ein Doppelleben und begründeten schließlich auf der Flucht vor der Inquisition eine weltweite Diaspora, die hierzulande vor allem in Hamburg ihre Spuren hinterlassen hat.

# „Faust“, der Andere, im Kostüm der Heiligkeit

Von Samuel Meisels

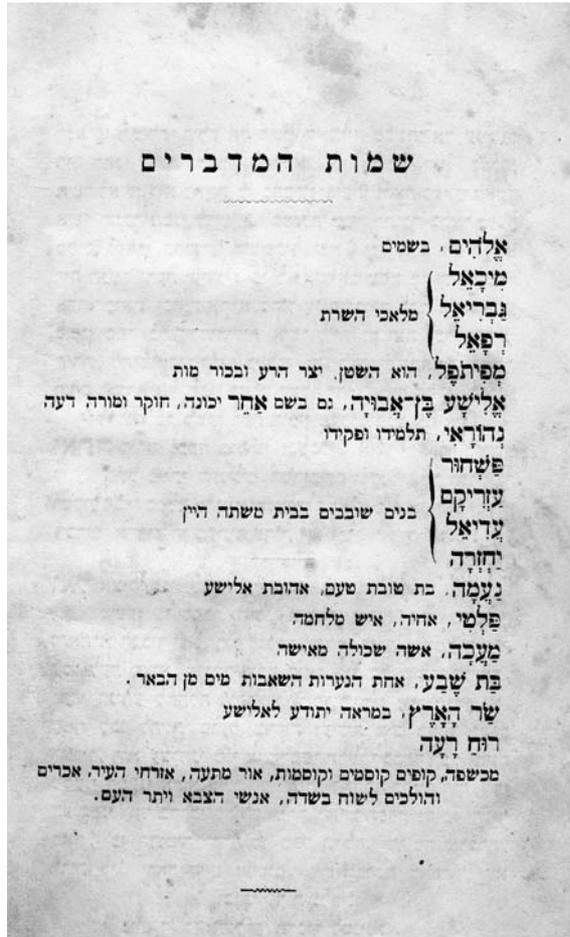
Im Jahre 1863 erschien in der hebräischen Zeitschrift „Hanescher“ eine literarische Voranzeige, die in wortgetreuer deutscher Übersetzung etwa wie folgt lautete:

„Friede meinen Brüdern und meinem Volke! Aller Welt und allen Nationen ist der unschätzbare Wert der wundervollen Dichtung bekannt, die Goethe, das Oberhaupt der deutschen Dichter, verfaßt und „Faust“ benamset hat. Hervorragende Gelehrte bestätigen es, daß in der ganzen Welt keine ähnliche Dichtung existiert und daß unter den Poesien der Dichter aller Völker und aller Sprachen kein zweites an Gedanken, Betrachtungen und poetischen Schönheiten gleich erhabenes Werk vorhanden ist. Mehr als hundert lesenswerte Bücher und Abhandlungen voll der Weisheit haben anerkannte Forscher, darunter Männer von Namen, wie Schiller, Schelling, Hegel, Falk, Schlegel, Humboldt, Dünzer, und viele andere geachtete literarische Persönlichkeiten geschrieben, um Aufschluß zu geben über all die Pracht und Schönheit dieser Dichtung in allen ihren Teilen, über die erhabene Weisheit, die sie enthält, eine Weisheit, die eindringt in die Wunder des allerhöchsten Gottes, in die Ordnung der Schöpfung und in die Geheimnisse der Natur im Himmel und auf Erden, von der Zeder des Libanon bis zum Ysop an der Wand. Schon seit langem trage ich mich mit dem Gedanken, diesen guten Wein in das goldene Gefäß der heiligen Sprache zu gießen. Nun ist mit Gottes Hilfe der Gedanke zur Tat geworden, und binnen kurzem wird Goethes „Faust“ im Hebräischen erscheinen. Es hat durchaus nicht in meiner Absicht gelegen, eine wortgetreue „Faust“-Übersetzung zu liefern, da ich wortgetreue Übersetzungen für geschmacklos und verfehlt halte. Ich bin in den Geist der Goetheschen Dichtung eingedrungen und habe alles Erhabene in ihr in das Gewand der Heiligkeit gekleidet. Alles hingegen, was der Geist der hebräischen Sprache nicht vertragen kann, habe ich ausgeschaltet und diese Stellen durch erhabene Betrachtungen ergänzt, deren Ursprung im alt-hebräischen Prophetentum zu suchen ist.“

Der Verfasser dieser literarischen Voranzeige war Dr. Max Letteris, ein berühmter hebräischer Schriftsteller und Dichter, der unter den hebräi-

schen Literaten der sechziger und siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts eine führende Stellung einnahm. Kurz nach dem Erscheinen der erwähnten Voranzeige wurde Letteris' „Faust“-Übersetzung unter dem Titel „Ben Abuja, eine den künstlerischen Gesetzen und dem Geiste der hebräischen Poesie entsprechende Umdichtung des ‚Faust‘ von Goethe“, der Öffentlichkeit übergeben. Diese „Faust“-Umdichtung erregte damals in den hebräisch lesenden Kreisen berechtigtes Aufsehen. Sie wurde von der Kritik bald übermäßig gelobt, bald heftig getadelt. In der gesamten jüdischen Presse tobte damals ein Kampf für und wider diese Übersetzung, und die Preßfehden nahmen schließlich solche Dimensionen an, daß sich Abraham Bär Gottlober, selbst ein bedeutender hebräischer





Die Akteure des hebraisierten  
Faust von 1865

Mephitophel

Naama

Acher:

Dramatis personae von Elohim

bis ruach raa

Schriftsteller und Dichter, veranlaßt sah, in einer umfangreichen Schrift, „Gerechtes Urteil“, Max Letteris und seinen Ben Abuja in Schutz zu nehmen.

Über die Namensumwandlung von „Faust“ in Ben Abuja hat Max Letteris selbst Aufschluß gegeben. Er erzählt, daß er „Tage und Jahre“ in der jüdischen Geschichte eine dem Faust analoge Figur gesucht habe, bis ihm, wie eine „göttliche Eingebung“, die Erinnerung an Elischa Ben Abuja kam, der in seinem ganzen Lebenswandel, in seinen philosophisch-skeptischen Grübeleien und in seinen Verirrungen geradezu als Doppelgänger des Faust bezeichnet werden könne. In der Tat war es von Letteris ein künstlerischer Griff, wenn er in Ben Abuja ein Faustmodell entdeckte. Elischa Ben Abuja, genannt „Acher“ (Gutzkow erwähnt ihn in seinem „Uriel Acosta“), war ein Vorgänger des Dr. Johann Faust. Er erblickte in der zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts in Jerusalem das Licht der Welt, errang als Schriftgelehrter einen bedeutenden Namen, hellenisierte sich später, fiel vom Judentum ab und starb 140 in Tiberias im Alter von 75 Jahren, von seiner Glaubensgemeinschaft als Ketzer verdammt und verstoßen. Der übertreibende Volksmund umgab den Namen „Acher“ mit einem Sagenkranz und machte ihn unsterblich. Einige Vorzeichen deuteten darauf hin, daß sich bei Ben Abuja die Macht des Gesetzes nicht bewähren würde. Vor seiner Geburt soll seine Mutter von einem Götzenopfer gegessen haben. Auf seinem Geburtsfest strit-

ten zwei Rabbiner über eine biblische Frage, da loderte plötzlich zwischen ihnen eine himmlische Feuersäule auf, so daß Achers Vater, Abuja, entsetzt ausrief: „Meine Lehrer, wollt ihr mein Haus in Brand stecken?“

Über die Ursache von Ben Abujas Abfall finden sich im talmudischen Schrifttume die verschiedensten Lesarten. Am wahrscheinlichsten scheint mir die Mitteilung, daß ihn der Märtyrertod einiger Gesetzeslehrer, dessen Augenzeuge er war, an der göttlichen Vorsehung irre machte. Er verzweifelte an der Gerechtigkeit Gottes, als er seinen treuen Freund Rabbi Akiba unter römischer Henkershand enden sah. Dem berühmten Synhedrialsprecher Rabbi Chuzpit wurde wegen seines Vergehens, gegen das hadrianische Edikt im Lehrhause öffentlich doziert zu haben, die Zunge ausgeschnitten und im Staube herumgezerrt. Bei diesem grauenvollen Anblick rief Ben Abuja aus: „Ist dies die Lehre und dies ihr Lohn? Die Zunge, die Perlen hervorbrachte, soll den Staub lecken! Wenn dies die Lehre ist und dies ihr Lohn, dann gibt es weder eine Vergeltung noch eine Auferstehung!“ Ben Abuja sagte sich hierauf vom Gesetz los und ergab sich einem zügellosen Lebenswandel. Eine andere Version lautet, das Studium der griechischen Wissenschaft und das Forschen in der Lehre der Gnostiker habe ihn auf Abwege geleitet. Man erzählt von Ben Abuja, daß einst im Lehrhaus, als er sich von seinem Sitz erhoben hatte, die „Schriften der Ketzer“ aus seinem Schoße fielen. Einer der Schriftgelehrten führt seinen Abfall auf das eifrige Lesen der Werke Homers zurück. Ein anderer wiederum bestätigt, „griechische Gesänge seien nie aus seinem Mund gewichen“. Er soll die Gesetzeslehrer grimmig gehaßt und verfolgt haben. Einmal drang Acher in ein Schulhaus und trieb die Jugend aus den Mauern. „Wozu müht ihr euch mit dem Gesetz?“ schrie er, „werdet lieber Baumeister, Zimmerleute, Ackerbauern, Schneider!“ Um gegen das Gesetz zu demonstrieren, ritt er an einem Versöhnungstage, der auf einen Sabbat fiel, an dem Allerheiligsten vorbei — also eine dreifache Gesetzesübertretung.

In Acht und Bann getan, wurde Ben Abuja von seinen Volksgenossen aufs strengste gemieden. Nur sein Schüler, Rabbi Meir, Dozent an der Hochschule zu Tiberias, hing an ihm mit inniger Liebe. Es wird erzählt: Eines Sabbats hielt Rabbi Meir im Lehrhause den üblichen Vortrag. Da wurde ihm mitgeteilt, Ben Abuja stehe draußen. Rasch unter-



Max Letteris

brach er seinen Vortrag und eilte hinaus. Lehrer und Schüler, Ben Abuja zu Pferd, Rabbi Meir zu Fuß, spazierten nun zusammen und unterhielten sich über die Schriftauslegung. So erreichten sie die Sabbatgrenze. (Nach jüdischem Religionsgesetz darf der Jude nur 2000 Doppelschritte am Sabbat machen.) Ben Abuja blieb stehen und sagte: „Du darfst nicht weiter gehen, Meir, kehre um!“ Rabbi Meir antwortete zweideutig: „Auch du, mein Lehrer, kehre um!“ Darauf sagte Ben Abuja: „Wenn auch Reue dem Sünder die Himmelspforte öffnet, so gibt es doch für mich keine Umkehr. Ich hörte einst eine Stimme vom Himmel, die rief: „Kehrt um, ihr verirrt Kinder – Acher ausgenommen –, denn der kennt meine Herrlichkeit und verleugnet mich doch!“ Nach dem Tode Ben Abujas überbrachte man Rabbi Meir die Nachricht, aus dem Grabe seines Lehrers stiegen Flammensäulen auf. Eilends begab er sich zur Ruhestätte Ben Abujas, breitete seinen Mantel über das Grab und sprach die bedeutsamen Worte: „Ruhe hier in der Nacht, am Morgen wird dich Gott erlösen; wo nicht, erlöse ich dich!“ Die Flamme verschwand.

So lebte und endete Faust-Ben Abuja. Letteris hatte also zwei glückliche Ideen, erstens, Goethes „Faust“ ins Hebräische zu übersetzen, zweitens einen „Ben Abuja“ zu schreiben. Er verhunzte beide, indem er beide zusammenkoppelte. Er wollte zwei Schätze mit einem Spaten graben und schuf ein Werk, das weder Goethes „Faust“ noch Letteris' „Ben Abuja“ ist. Er hebräisierte zunächst die Namen, dann die Handlung, kürzte, wo es ihm gefiel, und fügte hinzu, was ihm gefiel. Faust wird zum Ben Abuja, Famulus Wagner zum Nehorai-Rabbi Meir, Gretchen nennt er Naemi, die Walpurgisnacht wird zur Erinnerungsnacht an die Zerstörung Jerusalems, das Fest der Christbescherung zu einem jüdischen Familienfest umgewandelt. Den Epilog hat Letteris ganz neu hinzugedichtet, indem er die erwähnte Sage vom Gebet Rabbi Meirs am Grabe seines Lehrers verwendete. So hat er den ganzen „Faust“ in ein ihm fremdes Kostüm gesteckt, das ihn nahezu unkenntlich macht. Trotzdem ist der „Ben Abuja“ eine der größten literarischen Leistungen in der hebräischen Übersetzungsliteratur; diese „Faust“-Übersetzung ist ein eigenartiges Werk, das schon wegen seiner reizvollen Spiegelung der Goetheschen Dichtung in anderer Zeit und an anderem Ort einen Seltenheitswert besitzt.

Goethes „Faust“ im Hebräischen von Samuel Meisels erschien im *Jahrbuch Deutscher Bibliophilen* (12./13. Jahrgang 1925/1926, hrsg. Hans Feigl, Amalthea-Verlag, Zürich 1927, S. 94-98). Ganz so kritisch, wie Meisels das hier tut, muss man heute Letteris Unterfangen einer Umdichtung und Übersetzung des *Faust* ins Hebräische heute nicht mehr sehen. Und *Übersetzen* heisst oft zuallererst auch *Wertschätzen*, das hatten Meisels und Letteris gemeinsam. Beide stammten aus Galizien, kannten das Schtetl und das Ghetto, lebten in der Wahlheimat Wien.

Meir (Max) Halevi Letteris wurde 1800/1804 in Zolkiew geboren, stammte aus einer Druckerfamilie. Er studierte Philosophie und Orientalia an der Lemberger Universität von 1826 bis 1830, ging 1831 nach Wien und übernahm die literarische Leitung der orientalischen Druckerei des Buchdruckers Anton Edler von Schmid. Von 1840 bis 1848 lebte Letteris in Prag, wo er zum Dr. phil. promovierte und die orientalischen Hof-Buchdruckerei G. Haase's Söhne leitete. 1848 ging Letteris zurück nach Wien und freundete sich u.a. mit dem Dichter L.A. Frankl und Franz Delitzsch an. Er war kurze Zeit als Bibliothekar in der Kaiserlichen Hofbibliothek angestellt. Für seine bis heute verwendete Bibeledition im Auftrag der Londoner Bibelgesellschaft kritisierte ihn selbst sein Freund S.D. Luzzatto heftig. 1861 eröffnete er seine eigene Buchdruckerei. 1871 starb Letteris in Wien. Zu seinen wichtigsten Werke zählen *Dibre Schir*, Originalgedichte und Übersetzungen (1822), *Ajjelet haschachar* (1824).

Samuel Meisels, 1877 in Przemysl/Polen geboren, arbeitete als Redakteur für das *Hamburger Israelitische Familienblatt* (1903 bis 1914) und *Dr. Bloch's Wochenschrift* (ab 1918). In Wien gründete er die jüdische Zeitschrift *Die Neuzeit* und arbeitete seit 1924 als freier Schriftsteller. Zu seinen Arbeiten zählen Übersetzungen, u.a. Scholem-Alechems „Stempenju“, und Aufsätze, für Zeitungen und Zeitschriften. Selbständig erschienen *West-östliche Miscellen* (1908), *Das Liebeslied* (1919), *Deutsche Klassiker im Ghetto* (1922) und *Judenköpfe* (1926). Die besondere Verehrung der deutschen Klassiker im jüdischen Bildungsbürgertum ist weithin bekannt. Meisels verweist auf eine weniger geläufige Perspektive. Seinen „Nachrichten“ über die Rolle der deutschen Klassiker „im Geistesleben der osteuropäischen Judenheit“ verdanken wir manch erhellende Einsicht. Die letzten Stationen seines eigenen Lebens aber bleiben ungewiss. 1938 lebte er noch, in verzweifelter Lage, erblindet, in Wien. Kaum vorstellbar, dass er den Deportationen der NS entkommen konnte. hl / kk

Als „20- oder 19jähriger Student“ hat **Martin Gerhard Goldner** diese Stücke des Schacharit (Morgengebet) übersetzt, die, „wenn sie zu nichts anderem gut waren, mir den Zugang zu Franz Rosenzweig eröffneten“, wie der 85-jährige kurz vor seinem Tod 1987 schrieb. Martin Goldner war Mitbegründer des deutsch-jüdischen Wanderbundes ‚Die Kameraden‘ und studierte Medizin, war Sekretär des Freien Jüdischen Lehrhauses in Frankfurt a. M. und stand in enger Beziehung zu Rosenzweig, Buber und Richard Koch. In die USA emigriert, wurde er ein bekannter Internist und Diabetologe. Auf dem Kasseler Rosenzweig-Kongress 1986 vertraute Prof. Goldner uns seine Texte an: „Die Blätter haben mehr als 60 Jahre unter alten Papieren gelegen und werden gewiss bald in Staub zerfallen.“ Unverkennbar ist ihre Prägung durch Rosenzweigs eigenwillige deutsche Ausformung der Benediktionen, und dennoch eignet den hier erstmals aus jenen Blättern veröffentlichten Versuchen eine eigene Sprache von schlichter Klarheit und feiner Entschiedenheit, die aufhorchen lässt. 1987 gab er die Franz Rosenzweig „Zum 25. Dezember 1926. Glückwünsche zum 40. Geburtstag“ gewidmete Mappe als Faksimile im Leo Baeck Institute heraus, jene wunderschöne Sammlung handschriftlicher Ansprache von 40 Freunden und Bekannten, die er einst zu eben jenem Geburtstag bereitet hatte. Goldners jugendliche Gebetsversionen bilden ein Echo auf Rosenzweigs „Tischdank“ und „Häusliche Feier“, mit denen dieser ein Judentum, das sich

der Leerstellen von Assimilation und Akkulturation bewusst wurde, zu den Quellen führen wollte. Goldner hat eine Stimme in der ungeschriebenen Wirkungsgeschichte des Rosenzweigschen Übersetzens in der knappen Zeit vor NS und Schoah. Goldner hat teil an der ‚Renaissance‘ religiös-kulturellen Lebens der zwanziger Jahre, und ihn möchten wir hier und weiterhin der heutigen Erinnerung anvertrauen. *mb*

In großer Liebe hast Du uns geliebt  
 Gott unser Gott  
 in übergroßer Barmherzigkeit  
 Dich unser erbarmet  
 Du  
 unser Vater und König.  
 Um der Liebe unserer Väter willen,  
 Die Dir vertraut  
 und von Dir gelernt  
 die Lenge des Lebens  
 sei auch uns grädig  
 und belehre auch uns.  
 Unser Vater, Du,  
 voll Barmherzigkeit und Gnade

Mein Gott, die Seele, die Du mir gegeben,  
 sie ist rein.

Du hast vordem sie geschaffen,

Du sie gebildet,

Du sie mir eingehaucht.

Und jetzt behütest Du sie in meinem Innern.

Du wieder wirst sie von mir nehmen

und einmal sie mir wiedergeben

in der Zukunft,

die herannaht.

Alle Zeit aber,

die die Seele bei mir ist

danke ich Dir,

Du Gott, mein Gott,

und Gott, meiner Väter,

Du Meister aller Werke,

Du Herr aller Seelen.

Lob drum, ja Lob Dir, o Gott,

der Du zurückgibst die Seele

dem toten Leibe.

Er gibt Licht der Erde

und denen, die auf ihr wohnen

in Barmherzigkeit

und in Güte läßt er neu werden

das Schöpfungswerk

immerfort

alle Tage.

Wie zahllos sind Deine Werke Gott,

die alle Du geschaffen in Weisheit,

Voll ist die Erde Deines Gutes.

Du, König, allein erhaben

von Anbeginn

gepriesen und verherrlicht

und groß an Macht

seit ewiger Zeit

Gott der Welt, erbarm Dich unser

in Deinem großen Erbarmen

Du Herr unserer Macht

Du, Hort uns zur Zuflucht,

Du, Schild uns zur Hilfe,

Du, Schutz über uns.